

suchen. Sie fragte, ob das wirklich ein Staatsverbrechen sei? Ein oder zwei andere sagten, auch sie hätten manchmal vergessen, auf den Gängen leise zu sein. Zwei Patienten sagten, sie glaubten, daß sie es gewesen seien. Sie hätten nicht an das Kind gedacht, und bis jetzt sei ihnen gar nicht bewußt geworden, was sie angerichtet hätten. Die Mutter lächelte etwas säuerlich und sagte, sie habe gewußt, daß sie es gewesen seien, hätte es aber nicht sagen wollen (obgleich sie ihnen am Morgen begegnet war). Sie sei am vergangenen Abend sehr wütend gewesen. Man lachte und entschuldigte sich noch einmal. Jetzt standen sich wieder Individuen gegenüber. Man ereiferte sich nicht mehr über allgemeine moralische Streitfragen, und die Diskussion wandte sich einem anderen Thema zu; die Gruppenmitglieder waren wieder im Besitz ihrer selbst und bezogen sich auf andere.

Schlußfolgerungen

Projektive Prozesse affizieren nicht nur bestimmte Individuen, sondern auch diejenigen, mit denen sie in Beziehung stehen; sie sind deshalb Gegenstand einer Mehr-Personen-Psychologie. Gegenseitige projektive Prozesse beeinträchtigen und verzerren nicht nur die Erfahrung des Selbst und der wahrgenommenen Welt; sie beeinflussen auch das Verhalten dieser Welt dem Selbst gegenüber. Menschliche Organisationen bringen notwendig Projektionssysteme hervor, manche sind geradezu damit überladen, und wo sie noch besonders gepflegt und festgeschrieben werden, führen sie zu Verarmung und Ineffektivität im persönlichen und zwischenmenschlichen Bereich.

Therapeutische Zweierbeziehungen und kleine Gruppen bieten dem innerlich gespaltenen Individuum eine Gelegenheit, die Ängste und Fantasien, die in dem jeweiligen Rahmen sichtbar werden, tiefergehend zu lösen. Die Probleme des Individuums, die eigene Identität und die der anderen im Rahmen großer Gruppen zu bewahren, gehören zwar in diesen Zusammenhang, sind aber doch klar unterschieden und verdienen, wie das Verhalten großer Gruppen mit ihren unbewußt aufeinander bezogenen Projektionssystemen, eine eigene Untersuchung.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt gründen sich unsere am besten erprobten therapeutischen Techniken und unsere fruchtbarsten Beobachtungen auf die klassische Zweierbeziehung. Man weiß noch vergleichsweise wenig über die Psychologie von Gruppen überhaupt und sehr wenig über die Psychologie großer Gruppen. Therapeutische Gemeinschaften sind deshalb für die Beobachtung und das Experimentieren mit neuen Techniken besonders wichtig.

Definition einer großen Gruppe als Kontext der Untersuchung

3

Pierre Turquet

Bedrohung der Identität
in der großen Gruppe:
Phänomenologie
der Erfahrungen des
Individuums bezüglich
eines wechselnden
Mitgliederstatus in
einer großen Gruppe¹

Diese Untersuchung versucht, die persönliche Erfahrung eines Beraters (Consultant) bei der Arbeit mit Gruppen von vierzig bis achtzig Teilnehmern zu beschreiben und einige der Phänomene zu erklären, die hinter den Strukturen liegen, die gewöhnlich in solchen Gruppen zur Entfaltung gelangen: die Funktion des Vorsitzenden, Regeln und Verhaltensweisen und festgelegte Diskussionsthemen. Das, was ich über diese Erfahrungen zu sagen habe, ist im Grunde eine Art der Deutung und als solche etwas Persönliches.

Ich habe fast seit der Einführung »großer Gruppen« bei den *Leicester-Conferences*, die sich die Untersuchung von Gruppenbeziehungen zur Aufgabe gemacht haben und die seit 1957 vom *Centre for Applied Social Research, Tavistock Institute of Human Relations*, unterstützt werden, an solchen Gruppen teilgenommen. In *Führung und Gruppe* erinnert sich A. K. Rice², wie die Vollversammlungen (d. h. Versammlungen sämtlicher Konferenzteilnehmer und der Stabsmitglieder, die einberufen wurden, um die Konferenz als Institution einer kritischen Prüfung zu unterziehen) bei diesen ersten Konferenzen durch ein Aufwallen unbegreiflicher Kräfte in ihrer Arbeit behindert wurden. Wir entschlossen uns deshalb, diese Kräfte in besonderen Großgruppenversammlungen, die zu diesem Zweck abgehalten wurden und bei denen sämtliche Mitglieder unserer Konferenzen anwesend waren, zu untersuchen. Nachdem Rice zunächst eine Gruppe mit knapp über zwanzig Mitgliedern allein geleitet hatte (die Forschungsgruppen hatten zehn Mitglieder), forderte er mich auf, mit ihm zusammenzuarbeiten und dieses Gebiet der Konferenzarbeit in noch größeren Gruppen weiterzuentwickeln, da die Zahl der Konferenzteilnehmer ständig anwuchs. Ich habe die Funktion eines Beraters seither auch in ähnlichen anderen Konferenzen übernommen, die von verwandten Organisationen unterstützt werden, wie zum Beispiel dem *Grubb Institute for Behavioural Studies*, dem *Department of Education* an der Universität Bristol in Großbritannien und dem *A. K. Rice Institute* in den Vereinigten Staaten.

Die Teilnehmerzahlen in diesen Gruppen bewegten sich zwischen vierzig und achtzig³. Auf den ersten Blick könnte man meinen, daß so große Unterschiede in den Mitgliederzahlen Zweifel an der Allgemeingül-

tigkeit der beschriebenen Phänomene aufkommen lassen müßten. Ich habe jedoch nicht beobachtet, daß sich diese Phänomene innerhalb der genannten Teilnehmerspanne verändert hätten, daß an der oberen Grenze neue Phänomene sichtbar geworden oder bei kleineren Mitgliederzahlen bestimmte Phänomene gar nicht aufgetreten wären. Unterschiede gab es lediglich in der Intensität der beobachteten Phänomene. Der wichtigste Punkt ist, daß es sich bei solchen Mitgliederzahlen nicht mehr um »Face-to-Face«-Gruppen handelt. Versuche, diese Tatsache zu ignorieren, haben die der Gruppe inhärenten Probleme und Schwierigkeiten nicht verringert. Keines der Gruppenmitglieder kann die Großgruppensituation mit einem einzigen Blick überschauen. Wenn einer so großen Zahl von Mitgliedern Sitzplätze zugewiesen werden sollen, so führt das automatisch zu einer anderen Struktur als in der kleinen Gruppe, nämlich zu fünf konzentrischen Kreisen. Jedes Gruppenmitglied ist auf allen Seiten von anderen umgeben, von vorne, von hinten, von links und von rechts, außer denjenigen in der hintersten Reihe, die niemanden im Rücken haben. Wenn — um mit Bales⁴ zu sprechen — in der kleinen Gruppe jedes Mitglied über jedes andere Mitglied einen persönlichen Bericht abgeben kann, so ist das in der großen Gruppe, in der manch einer bis zum Schluß eine unbekannte Größe bleibt, sicherlich nicht der Fall. Da die Gruppenmitglieder einander nicht direkt konfrontiert sind und keines von ihnen die Großgruppe mit einem Blick überschauen kann, ist die Form persönlicher Interaktion mit anderen Gruppenmitgliedern und mit der ganzen Gruppe, die für kleine Gruppen charakteristisch ist, nicht möglich. Wenn in einer kleinen Gruppe beim einzelnen das Gefühl der Vertrautheit gestört ist, sobald sich die Mitgliederzahl von fünf bis sechs auf zehn bis zwölf erhöht, so gilt das in noch viel stärkerem Maße für diese größeren Gruppen, und es erfordert eine eigene Technik, mit diesem Problem fertigzuwerden.

Gewöhnlich trafen sich solche Gruppen in Räumen, die so groß waren, daß auch außerhalb der bereitgestellten Sitzgelegenheiten noch Platz war, so daß jedes Gruppenmitglied in der äußeren Reihe die Möglichkeit hatte, sich, je nach Wunsch, entweder auf die Mitte des Kreises zu- oder davon wegzubewegen. Eine solche Struktur trägt zweifellos dazu bei, daß das einzelne Gruppenmitglied die Erfahrung macht, im freien Raum und gleichzeitig von anderen umgeben zu sein. Dies steigert das Erlebnis der Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppenmitgliedern und beeinflusst auch die Wahl des Sitzplatzes bzw. gibt dieser eine signifikante Bedeutung. Infolgedessen hat jeder Kreis eine besondere gefühlsmäßige Qualität und unterschiedliche Erfahrungsmöglichkeiten für jedes Gruppenmitglied, das, je nachdem, das Gefühl hat, »drinnen« oder »draußen«

zu sein, nur am Rande oder von innen heraus beteiligt zu sein, dem Gruppendruck unterworfen zu sein oder in Ruhe gelassen zu werden. Diese Gruppen waren immer von begrenzter Dauer: Je nach der Dauer der Konferenz fanden sechs bis zwölf Sitzungen statt. Das Konferenzprogramm sieht für jede Sitzung eineinhalb Stunden vor, wonach sich die Berater zurückziehen. Obwohl meistens noch kleine Untergruppchen herumstehen, kann ich mich nicht erinnern, daß je eine große Gruppe den Wunsch gehabt hätte, über die festgelegte Zeit hinaus zu tagen, um eine bestimmte Sache zu Ende zu bringen, wie es manchmal in kleinen Gruppen vorkommt. Es zeichnet sich also nicht nur das Problem des Beteiligtseins ab, sondern in noch stärkerem Maße auch der Wunsch, sich zu lösen. Allerdings beschreibe ich hier die anfänglichen Stadien des Großgruppenlebens, die ersten Stunden seines Bestehens, jene Phase also, in der — jedenfalls theoretisch — die Angst eines Gruppenmitglieds am stärksten sein dürfte, und in der seine Unvertrautheit, sowohl mit der Gesamtsituation als auch mit den anderen Gruppenmitgliedern, am stärksten hervortritt. In Konferenzen von zweiwöchiger Dauer, auf denen bis zu zwölf Großgruppensitzungen stattfinden, ergab sich eine zunehmende Bereitschaft, Großgruppenprozesse als solche zu beobachten und zu untersuchen, parallel und als Kontrast zu der Beobachtung der kleinen Gruppe mit zehn bis zwölf Mitgliedern.

Obwohl meine Erfahrung mit großen Gruppen also zeitlich begrenzt ist, ist die Untersuchung doch so angelegt, daß die in ihnen wirkenden, offen zutage liegenden Kräfte sowie deren verborgene Existenz innerhalb der verschiedenen Strukturen, die zum ordentlichen Funktionieren solcher großen Gruppen in der Außenwelt für nötig erachtet werden, gründlich beleuchtet werden können.

Der Berater als Person innerhalb einer Rolle

Die Aufgabe der großen Gruppe, wie sie gewöhnlich im Konferenzprogramm umrissen und in der Eröffnungsversammlung noch einmal beschrieben wird, ist »die Beobachtung ihres eigenen Verhaltens im Hier-und-jetzt«, wobei sich diese Charakterisierung auf alle Konferenzereignisse bezieht. Es handelt sich dabei um eine Form der Selbstbeobachtung, wozu die Interpretationen der Berater ihr Teil beitragen. Der Sinn der Gesamtkonferenzen wie auch eines jeden einzelnen Ereignisses innerhalb dieser Konferenzen liegt in der Erfahrung: Es geht darum, aufgrund erlebter Ereignisse selbst Einsicht zu gewinnen. Sie haben also keine unmittelbar didaktische Ausrichtung. Es liegt ihnen das Modell der Freudschen Psychoanalyse zugrunde, und die Berater wollen der Erfah-

rung ganz bewußt nicht verbal vorgreifen. Man läßt also prinzipiell den Ereignissen ihren Lauf. Die Berater verzichten darauf, ein Diskussions-thema vorzuschlagen, sie sagen gewöhnlich nichts zu Beginn einer Sitzung, sofern sie nicht Gelegenheit haben, aus konkretem Anlaß einen spontanen Kommentar abzugeben, beispielsweise über die Anordnung der Stühle, Zuspätkommen und ähnliche Dinge. Ihre Aufgabe ist es, Themen aufzugreifen und Verhalten zu interpretieren, wie es sich gerade ergibt. Wie bei allen Situationen, in denen frei assoziiert wird — obgleich auch dies den Mitgliedern freigestellt ist —, geht man davon aus, daß die Themen und das Verhalten der Gruppe durch die zugrundeliegende Dynamik der Situation, in der sich sowohl die Gruppe wie auch die einzelnen Mitglieder und die Berater befinden, bestimmt werden. Man geht grundsätzlich vom Vorhandensein einer dynamischen Interaktion zwischen der großen Gruppe und ihren Mitgliedern aus, einer Interaktion, bei der alle Ereignisse, ob sie nun verbal zum Ausdruck gebracht werden oder nicht, in einen Prozeß gehören, der Verständnis herausfordert. Es ist klar, daß es sehr schwierig ist, solche Prozesse zu verstehen; auch haben es die Berater nicht immer nur mit Kräften zu tun, die auf das Selbstverständnis gerichtet sind, obwohl dies ein wesentlicher Bestandteil und die erste Aufgabe der großen Gruppe ist bzw. ihre Existenzbedingung schlechthin.

Gewöhnlich stehen den Gruppenmitgliedern zwei oder mehr Berater zur Verfügung, je nach der Größe der Gruppe und den personellen Möglichkeiten des Stabs. Die primäre Aufgabe des Beraters ist es, die Ereignisse zu interpretieren, das Verhalten der Gruppe nicht nur zu beschreiben, sondern zu versuchen, die ihr zugrundeliegende Dynamik zu analysieren, das heißt, ihre Motivation und ihre Ziele in Begriffen von Ursache und Wirkung freizulegen. Die Berater sehen sich natürlich vor eine ganze Reihe von Problemen gestellt, vor allem vor die Frage, wie sie ihre Funktion überhaupt erfüllen sollen und wie es ihnen mit ihrer interpretativen Rolle ergeht. Es könnte zum Beispiel sein, daß einer der Berater gleichzeitig der Konferenzleiter ist und infolgedessen als Leiter der großen Gruppe behandelt wird, als Kontrollinstanz, daß die Stimme der Autorität die Oberhand gewinnt und ihm nicht erlaubt, eine interpretative Rolle zu übernehmen. Diese Situation kann noch verstärkt werden, wenn er es vielleicht für nötig hält, seine Autorität als Konferenzleiter geltend zu machen, gewöhnlich (oder wie er selbst glaubt) in dem Gedanken, ein Gruppenmitglied zu beschützen. Wenn er durch ein solches Verhalten aus der Rolle eines Großgruppenberaters einmal herausgetreten ist, wird sein Verhalten, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, zu einem Bestandteil der Dynamik der Gruppe, und dies ist sicherlich eine genauere Unter-

suchung wert. Die Anwesenheit von mehr als einem Berater ist vorgesehen, weil man dadurch Interaktionsprozesse zwischen den Beratern zu fördern hofft, obgleich es schon vorgekommen ist, daß von vier Beratern keiner sich auf diese Weise die Finger verbrennen wollte.

In diesem Zusammenhang sollte darauf hingewiesen werden, daß ein Berater in doppelter Eigenschaft anwesend ist: als individuelle Person und in der Erfüllung einer Rolle. Die Tatsache, eine Rolle zu haben, erhöht an sich schon die Überlebenschancen — und das Überleben als solches ist ja ein wichtiges, ja dringendes Problem in einer solchen Gruppe. Seine Bezeichnung als »Großgruppenberater« weist ihm eine besondere und begünstigte Position zu, und es wird von ihm erwartet, daß er sich von dieser Position aus mit dem Verhalten der Gruppe auseinandersetzt; seine Beiträge — bestehend aus kausalen Nebensätzen, die mit »weil« beginnen — demonstrieren ein fachmännisches Geschick, das seine eigene Entwicklung und sein eigenes Schicksal haben wird. Das Schicksal dieser Fähigkeit, die Schwankungen in seiner Geschicklichkeit, solche Begründungen zu finden, die Frage, ob sie als fließend oder stockend erlebt wird, zu beobachten, ist nur ein Teil seiner Aufgaben, aber es zeigt sich daran, welche Kräfte auf ihn in seiner Rolle als Berater einwirken. Der Berater erlebt die große Gruppe jedoch auch als Person, und seine Fähigkeit, diese persönlichen Vorgänge zu verinnerlichen und durchzuarbeiten, ist grundlegender Bestandteil seiner beratenden Funktion. Aufgrund von Ereignissen, die ihm in seiner besonderen Rolle wie auch als Person widerfahren, wird er daher auch fähig sein, etwas über das Schicksal des einzelnen Gruppenmitglieds in einer solchen Situation zu sagen. Vieles von dem, was ihm in seiner doppelten Eigenschaft als Träger einer Rolle und als Person widerfährt, widerfährt auch den anderen Mitgliedern der großen Gruppe, da jedes von ihnen die Gruppe gleichzeitig persönlich erlebt und eine Rolle übernimmt. Auch er wird sich allein und isoliert fühlen; auch er wird den Kopf verlieren, seine Fähigkeiten einbüßen und von Vernichtung bedroht werden, um nur einige der vielen persönlichen Erfahrungen in der großen Gruppe zu nennen, die allen gemeinsam sind. Als Berater in einer großen Gruppe sind meine Erfahrungen deshalb allgemein und einzigartig zugleich. Da dies auch für die anderen Gruppenmitglieder zutrifft, kann der Berater seine Deutung der Vorgänge, die nur scheinbar persönlich ist, mit Recht verallgemeinern.

Ich möchte diesen Punkt noch stärker hervorheben. Als Berater bin auch ich, indem ich mit einer großen Gruppe arbeite, in einen Prozeß verwickelt, einen Umwandlungsprozeß⁵, dessen Ziel es ist, mich zu etwas anderem zu machen, ja, auch zu etwas anderem, als meine Rolle und Funktion als Berater es verlangen. Hier sind mächtige Kräfte am Werk, die

keinen Unterschied der Person machen, und die versuchen, meine Rolle und meinen Status zu verändern wie den eines jeden anderen individuellen Mitglieds der großen Gruppe. Der Kampf, diesen Kräften zu widerstehen und der Berater der Gruppe zu bleiben, ist nicht leicht. In der harten Formulierung des Großgruppenlebens könnte man sagen, es geht darum, wer wen beherrscht: Beherrschen die einzelnen Gruppenmitglieder und der Berater die große Gruppe, oder werden sie von ihr beherrscht? Die Teilnahme an einer großen Gruppe läßt beide Möglichkeiten offen. Nur ein Rückzug kann den Kampf des Individuums verringern. Für einen Berater jedoch bedeutet ein Rückzug die Zerstörung seiner Fähigkeiten und seiner Rolle; beides aber, seine Fähigkeiten und seine Rolle, bleiben bestehen und sind von großer Bedeutung, wenn sie durch eine aktive Teilnahme zur Entfaltung gelangen. Nur wenn der Berater wirklich teilnimmt und sich selbst der Gruppe aussetzt, kann er in seiner Rolle überleben. Aber dann geht der Kampf um die Herrschaft erst los. In einer Situation zu überleben, die so erfüllt ist von dem Kampf um die Herrschaft, wird — sofern unter Überleben etwas Schöpferisches verstanden wird — notwendig eigentümliche Aspekte mit sich bringen. Der wichtigste Abwehrmechanismus der großen Gruppe gegen solche Kräfte ist der Versuch, alle in eine homogene Masse zu verwandeln; das heißt: Alle überleben, indem alle gleich sind, miteinander untergehen oder miteinander im gleichen Strom schwimmen. Aber dieser Gleichmachungsprozeß ist ein bloßer Überlebensmechanismus — seine schöpferischen Kräfte sind gleich Null. In einer großen Gruppe schöpferisch zu bleiben, erfordert Stehvermögen, was vom Standpunkt der anderen Gruppenmitglieder eine besondere Eigenart bedeutet, sich selbst auszudrücken oder zu behaupten. Deshalb wird die Deutung, die ich von meinen Erfahrungen gebe — da sie der Ausdruck meines Überlebens in der Großgruppensituation ist —, dieses Element der Eigentümlichkeit enthalten; meine Deutung ist die Möglichkeit, mit deren Hilfe ich diesen Umwandlungsprozeß als Berater schöpferisch überstanden habe.

Aus alldem wird deutlich, daß ich mich mit der Situation vom Standpunkt des einzelnen Gruppenmitglieds, das bestimmte Aspekte dieses Umwandlungsprozesses erlebt, auseinandersetze: Dies ist keine soziologische Untersuchung, obwohl ich hoffe, daß die soziologischen Implikationen des Dilemmas und der Erfahrungen der individuellen Gruppenmitglieder ebenfalls sichtbar werden.

Die Strukturlosigkeit bezüglich des Themas, die Freiheit des einzelnen Gruppenmitglieds, ganz nach eigenem Gutdünken einen Beitrag zu leisten oder nicht, das Angebot, dem Verhalten des einzelnen keinerlei Zwänge aufzuerlegen — das alles trägt dazu bei, daß die Situation als fremd und unerwartet empfunden wird. Diese Strukturlosigkeit spiegelt die Grundanschauung der Konferenz wider: Beobachtet und untersucht werden soll das, was sich aus der Situation ergibt, und neu hinzukommende Konferenzmitglieder sollen die Freiheit erhalten, alles, was sich auf der Konferenz ereignet, jeweils auf ihre besondere Art zu prüfen. Beide Aufgaben — die Ereignisse auf der Konferenz zu untersuchen, und das dann zu tun, wenn man selbst es will — haben ihre besonderen Schwierigkeiten; und ihre Entwicklung wäre selbst eine Untersuchung wert.

Die Konferenzmitglieder haben ganz verschiedenartige Hintergründe und kommen aus verschiedenen Berufen und Disziplinen: Es gibt unter ihnen Industrielle und Sozialarbeiter, Psychiater und Pädagogen, Geistliche und Personalchefs; es sind beide Geschlechter und alle Altersgruppen vertreten. Das Ziel der Konferenzen ist gleichermaßen wichtig und wird schon durch den äußeren Rahmen — ein Wohngebäude der Universität — widerspiegelt: Die Konferenz hat keine therapeutische, sondern eine erzieherische Aufgabe. Die Mitglieder kommen, um zu lernen und zu studieren, nicht als Patienten; jeder therapeutische Gewinn ist ein zufälliges, aber willkommenes Nebenprodukt. Auf das Ganze gesehen haben die Versammlungen Erlebnisharakter, Unterricht im üblichen Sinne gibt es nur gelegentlich; Ziel der Konferenz ist es jedoch, den Mitgliedern aufgrund von Interpretationen zu helfen, sich mit ihrem eigenen Verhalten im »Hier-und-jetzt« auseinanderzusetzen, dadurch eine gewisse Einsicht in ihr Verhalten zu erlangen und es möglicherweise zu ändern. Auch in diesem Sinne ist die große Gruppe unstrukturiert, da keine Lernziele vorgegeben sind. Jedes Mitglied hat die »Freiheit«, im Rahmen seiner Beziehung sowohl zur Gesamtsituation als auch zu den Beratern selbst zu erfahren und zu bestimmen, was es lernen will.

Die »Ich«-Situation und ihr Interaktionscharakter

In eine solche Großgruppe kommt ein »Konferenzmitglied«⁶ — ein »Ich«⁷ —, das, obwohl es an den Aktivitäten der Gruppe gerne teilnehmen und durch seine Teilnahme das Verhalten einer großen Gruppe beobachten möchte, in diesem Eingangsstadium als »Einzelgänger«

(»singleton«)⁸ bezeichnet werden muß. Hier stellt sich bereits eines der großen Probleme bei dem Versuch, Großgruppenerfahrungen zu beschreiben: Mit welchen Begriffen soll man den wechselnden Status der einzelnen Mitglieder beschreiben? Ich habe für eine solche Person, die gerade dabei ist, eine neue Erfahrung zu machen, ganz und gar auf sich selbst gestellt und noch nicht Teil einer Gruppe, aber bemüht, sowohl zu sich selbst zu finden als auch mit den anderen Einzelgängern, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, in Beziehung zu treten, den Begriff »Einzelgänger« eingeführt. Zu diesem Zeitpunkt bestehen in der Großgruppensituation noch keine Beziehungen zu den anderen Einzelgängern, und auch die Tatsache, daß man einzelne von ihnen bereits kennt, scheint daran nichts zu ändern.

Eines der Merkmale einer großen Gruppe ist es, daß viele ihrer Mitglieder an dem Zustand des Einzelgängers festhalten, da sie unfähig oder möglicherweise nicht willens sind, sich anzuschließen und auf diese Weise eine notwendige Veränderung ihres Zustandes zu erfahren. Dieser Umwandlungsprozeß ist Teil der Verwirrung, die jedes Konferenzmitglied erlebt, wenn es in eine Welt eintritt, die die üblichen Maßstäbe seiner eigenen Individualität übersteigt. Ich halte es für erforderlich, auch für jenen Einzelgänger einen Begriff einzuführen, der eine Beziehung hergestellt hat, nicht nur zu der großen Gruppe als Ganzer, sondern auch zu den anderen Einzelgängern, wodurch sich alle aus dem Zustand ihres Einzelgängertums herausentwickeln. Solche »umgewandelten« Einzelgänger werde ich als »Individuelle Mitglieder« (»individual members«), abgekürzt: I. M., bezeichnen, da nun jeder Einzelgänger seine oder ihre persönliche Definition als I. M. erhalten hat, und zwar aufgrund seiner besonderen Beziehungen zu anderen Einzelgängern, die ihrerseits in der großen Gruppe darum kämpfen, sich zu einem I. M. zu entwickeln.

Ich möchte meine Beschreibung zweier eindrucksvoller Großgruppenerlebnisse, die zu der Neuschöpfung dieser Bezeichnungen Anlaß gegeben haben, noch weiter ausführen.

Zunächst macht das Konferenzmitglied die Erfahrung des Fließens und erlebt sich selbst als Teil eines Prozesses. Ich nehme an, daß diese Erfahrung mit dem Gefühl, einer Veränderung seines Zustands preisgegeben zu sein, zusammenhängt, mit dem Gefühl, ein I. M. zu werden, nachdem man zunächst ein Einzelgänger war. Mit diesem Gefühl des Fließens ist das Bemühen verbunden, ein Gleichgewicht zu erreichen zwischen den persönlichen Bedürfnissen und Rollen und den Bedürfnissen und Rollen der Gruppe. In der großen Gruppe macht der einzelne die Erfahrung, sich von einer »Nicht-Rolle«, dem Zustand des Einzelgängers, zu einer Gruppenrolle hin zu entwickeln: der Rolle eines individuellen Mitglieds.

Man hofft — das bleibt jedoch zweifelhaft —, daß man den I. M.-Status eine Zeitlang, wenigstens für die Dauer einer Sitzung, aufrechterhalten und die übernommene Rolle individuell erfüllen kann (deshalb wurde der Begriff »individuelles Mitglied« eingeführt); auch hofft man, innerhalb dieser Rolle Fähigkeiten entwickeln zu können. Eine jede Großgruppensitzung ist jedoch so kaleidoskopisch, daß jedes einmal erreichte Gleichgewicht als vorübergehend erscheinen muß und immer die Gefahr besteht, daß andere Zustände die Oberhand gewinnen. Angesichts dieser Schwierigkeiten (und im Gegensatz zu kleinen Gruppen) erscheint es leichter, sich nicht auf die Gruppe einzulassen, sondern ein Einzelgänger zu bleiben, trotz der damit verbundenen Isolation.

Zweitens muß die große Gruppe für den Einzelgänger eine bestimmte Bedeutung gewinnen, besonders wenn Interaktionen zustande kommen sollen, deren Ziel individuelle Mitglieder sind. Indem der Einzelgänger versucht, mit der großen Gruppe und ihren individuellen Mitgliedern in Interaktion zu treten, versucht er etwas aus der Situation zu machen, ihr einen Sinn oder eine Deutung zu geben. Es ist zu hoffen, daß er zu einer positiven Deutung gelangt, oft scheint sie jedoch nicht nur die destruktiven Gefühle des Einzelgängers zum Ausdruck zu bringen, sondern auch — und das ist besonders charakteristisch für die große Gruppe — sein Gefühl, in der Interaktion mit der großen Gruppe und ihren Mitgliedern von Vernichtung bedroht zu sein. Auch wird diese Erfahrung, die selbst Teil des allgemeineren Erlebnisses des Fließens ist, durch eine zweite Erfahrung keinesfalls verringert: das Gefühl, daß die große Gruppe versucht, aus ihm ein »Mitgliedschaftsindividuum« (»membership individual«), abgekürzt: M. I., zu machen, was bedeutet, daß die Mitgliedschaft in der Gruppe über die individuelle Selbst-Definition und die persönlichen Bedürfnisse dominiert und auf diese Weise seinen I. M.-Status zerstört. Bei der hohen Teilnehmerzahl der großen Gruppe ergibt sich für den Einzelgänger dieses besondere Problem: die Situation individuell zu prägen, ein I. M. zu werden und zu bleiben, und gleichzeitig dem Versuch der großen Gruppe, ihm ihrerseits ihren besonderen Stempel aufzudrücken und ihn zu einem M. I. zu machen, zu widerstehen. Auch wird das Problem nicht dadurch kleiner, daß die große Gruppe einen charakteristischen Ton aufweist, besonders wenn man sie mit der sehr kleinen Familiengruppe, in der der Einzelgänger aufgewachsen ist und in der seine primären Erfahrungen verwurzelt sind, vergleicht.

Einen weiteren Zustand noch gilt es zu betrachten: den Übergangszustand, wenn sich das individuelle Gruppenmitglied vom Stadium des Einzelgängers zu einem I. M. entwickelt, von einem I. M. zu einem M. I. oder von einem I. M. zurück zu einem Einzelgänger. Der Gedanke, daß

es sich dabei um einen Umwandlungsprozeß handelt, gibt solchen Interimszuständen Gewicht und Bedeutung, wie flüchtig sie auch sein mögen. Sie stellen, zumindest theoretisch, Wahlmöglichkeiten dar: die Wahl des Mitglieds, dies oder jenes zu werden, ein I. M. oder ein M. I., in den Zustand eines Einzelgängers zurückzufallen oder ganz auszusteigen. Die Ausübung einer solchen Wahl, ob sie nun bewußt oder unbewußt getroffen wird, gibt dem Individuum Gelegenheit zum Ausdruck seines Selbst, seiner »Ich-heit« (»I-ness«). Geht man davon aus, daß das Individuum innerlich gegen den Umwandlungsprozeß in der Gruppe ankämpft, dann bieten ihm diese Übergangsstadien eine Möglichkeit, seine eigene, besondere Individualität zu behaupten — ganz unabhängig von der Rolle, die es in der Gruppe übernommen hat —, möglicherweise in einem plötzlichen Aufwallen seiner Eigenart. Es ist einleuchtend, das Gruppenmitglied in diesem Augenblick des Übergangs als ein »Ich« zu bezeichnen und jenes plötzliche Aufwallen eines »Ich-selbst-Seins« (»himselfness«) einen Zustand der »Ich-heit« zu nennen. Beide Begriffe spiegeln noch einmal den Kampf zwischen dem Einzelgänger und der großen Gruppe wider: Der Einzelgänger versucht, mit der großen Gruppe in Interaktion zu treten und dadurch seine Rolle als I. M. zu finden und nicht ein M. I. zu werden.

Das Bedürfnis des Ich nach einer Grenze oder einer Haut

Die größte Schwierigkeit des Einzelgängers, der in eine große Gruppe eintritt und sich dieser fremden und unvertrauten Situation gegenüber sieht, ist es, eine Zugangsmöglichkeit zu finden: Wie soll er eine Beziehung zwischen sich und den anderen Gruppenmitgliedern wie auch zur gesamten Situation herstellen? Er macht dabei die Erfahrung des Suchens nach einem Werkzeug, nach einer Idee, einem Konzept, um seine Erlebnisse in den Griff zu bekommen; es ist der Versuch, sich durch das Eintreten in den Interaktionsprozeß von einem Einzelgänger zu einem »Mitmacher« (»joiner«) zu entwickeln (d. h., er ist ein Ich, das sich den anderen konfrontiert und mit ihnen in Interaktion tritt) und sich so als ein I. M. zu behaupten. Wichtig für diesen Prozeß ist es, daß der Einzelgänger eine Grenze oder eine Haut findet, die ihn zugleich begrenzt und definiert. Diese Haut hat zwei Erscheinungsformen: die äußere Haut (die Haut meines Nachbarn) und die innere (meine eigene Haut).

Mit Hilfe der äußeren Haut kann der Einzelgänger anfangen, sich selbst von den anderen Einzelgängern um ihn herum, die ebenfalls Beziehungen

anzuknüpfen versuchen, zu unterscheiden. Er braucht die Gegenwart der anderen Gruppenmitglieder, um sagen zu können: »Das bin ich. Das bin ich nicht.« Oder anders gesagt: »Das ist mein Ich — das ist der andere.« Es ist eine ziemlich dringliche Angelegenheit, eine solche Haut zu finden und daran festzuhalten, wenn sich der Einzelgänger als ein I. M. selbst finden und sich nicht in einem gegenläufigen Prozeß verfangen soll, in der Gefahr, ein anderer zu werden, als er selbst ist: zum Beispiel das Instrument der Gruppe oder eine Marionette in der Hand der Berater bzw. einfach »der Dumme«, was Teil des M. I.-Zustands ist. Die Bedrohung, ein anderer zu werden als er selbst, auf irgendeine Art verändert, unter Druck gesetzt, ja, verkleinert zu werden, ist die immer gegenwärtige Erfahrung des Einzelgängers, solange er in der großen Gruppe lebt. Die große Gruppe ist unbarmherzig, und man muß immer vor ihr auf der Hut sein, jedenfalls wenn das »Mitglied« seinen I. M.-Status aufrechterhalten will. Ohne diese äußere Grenze droht immer die Gefahr, zur Marionette zu werden, vor der man sich allenfalls durch einen Rückzug schützen kann. Die »Haut meines Nachbarn«* ist für den Einzelgänger in einer großen Gruppe so wichtig, daß er, wenn er eine Großgruppensitzung betritt, nach beiden Seiten Deckung sucht, d. h. am liebsten in einer Dreiergruppe auftritt. Im Gegensatz dazu ist ein Kleingruppenmitglied mit einer Zweierbeziehung eher zufrieden. Obwohl es bei Sartre heißt: »Die Hölle, das sind die anderen«⁹, ist für den Einzelgänger in der großen Gruppe jeder »andere« besser als kein »andere« und sicherlich besser als Sartres »Leere«, die ihrerseits eine immerwährende Bedrohung ist.

Die zweite, innere Haut braucht der Einzelgänger, um sich von seinem Hintergrund, genauer, von der undifferenzierten Matrix abzusetzen, in der es noch gar keine Einzelgänger gibt¹⁰ und aus der er sich herausentwickelt hat, in die er jedoch zurückfallen könnte, wenn sein I. M.-Status nicht fest genug verankert ist, die verschiedenen komplizierten Prozesse ihn verwirrt haben und seine Abwehr zusammengebrochen ist. Etwas differenzierter ausgedrückt: Diese innere Haut zu haben, bedeutet auch, eine zeitliche Grenze zu ziehen, Vergangenheit und Gegenwart zu trennen, so daß das »Hier-und-jetzt« von der Vergangenheit unterschieden werden kann und das Vergangene zum Hintergrund wird. Von einem solchen Hintergrund aus kann der mit anderen in Interaktion getretene Einzelgänger sagen: »Das bin ich jetzt — das war ich damals.« Die Ge-

* Der Ausdruck »skin-of-my-neighbour« wird im folgenden abwechselnd in der wörtlichen Übersetzung »die Haut meines Nachbarn« und in der Umschreibung »die Oberfläche des anderen« wiedergegeben. Anm. d. Übers.

gegenwärtigkeit der Vergangenheit als Teil einer »Haut«, die sich aus einem Hintergrund gebildet hat und die Funktion einer Grenze hat, ermöglicht es dem Einzelgänger, in den »Hier-und-jetzt«-Ereignissen der großen Gruppe zu leben und dabei mit anderen in Interaktion zu treten (damit ist alles gemeint, was sich während der Gruppensitzung ereignen kann). »Haut« hat noch einen weiteren wichtigen und besonderen Aspekt. Die Gegenwärtigkeit der Vergangenheit gibt dem Individuum das Gefühl kontinuierlichen Wachstums aus der Summe aller vergangenen Tage, und trotzdem macht der Einzelgänger unmittelbar die Erfahrung der Diskontinuität, die Erfahrung, sich verändert zu haben, anders zu sein, als er gestern war, so daß er sagen kann: »Ich bin nicht mehr so«, oder sogar: »Ich möchte nicht so sein.«

Die Interdependenz zwischen diesen beiden Grenzaspekten im »Hier-und-jetzt«-Erleben des Einzelgängers muß besonders hervorgehoben werden. Die Gegenwart des »anderen« als individuelles Mitglied trägt zwangsläufig ein Element der Trennung und Loslösung in sich, ja sogar die Möglichkeit, sich heftig vom anderen abzusetzen: »Das bin nicht ich« oder, etwas gröber: »Das denkst *du*, ich denke anders darüber.« Der Hintergrund bringt gleichermaßen das Verlangen mit sich, die Gewißheit des »Dann-und-damals« im Gestern, die Ungewißheit des »Hier-und-jetzt« im Heute und die Unbekanntheit des Morgen zu verschmelzen. Einerseits kann das Erlebnis der Gegenwart mit seinen immer neuen Trennungserfahrungen hinsichtlich der Vergangenheit gerade durch seine Diskontinuität den Wunsch des Einzelgängers verstärken, den Kontakt mit dem »anderen« aufrechtzuerhalten, der schon durch seine Anwesenheit in gewisser Weise den empirischen Beweis einer kontinuierlichen Existenz im »Hier-und-jetzt« und infolgedessen auch des Überlebens aus einer Vergangenheit zu liefern scheint. Auf diese Weise kann die Anwesenheit des anderen Gruppenmitglieds das Verlangen nach Verschmelzung steigern. Andererseits können eindrucksvolle Trennungen von den anderen individuellen Gruppenmitgliedern oder Schwierigkeiten in den Beziehungen zu einem anderen I. M. den Wunsch, mit der Vergangenheit zu verschmelzen, verstärken, eine Sache, die dann sehr attraktiv erscheint — die Sehnsucht des Peter Pan, die in uns allen ist, wird von daher verständlich. Das Problem Verschmelzung/Trennung ist also immer dynamisch gegenwärtig; erstere führt zu einem M. I.-Status, letztere zurück zum Einzelgängertum.

Auch andere Faktoren tragen zu dem dringenden Bedürfnis des Einzelgängers bei, mit einem Hintergrund zu verschmelzen — nicht zuletzt das Gefühl der Vertrautheit, das die Vergangenheit bietet. Denn mit der Vergangenheit ist offensichtlich ein Gefühl der Sicherheit verbunden,

die Erfahrung durchlebter Ereignisse, aus denen gleichwohl ein Überleben möglich war. Doch diese Vergangenheit — die Diskussion über das, »was wir gestern getan haben« — läßt sich angesichts dessen, was dem kämpfenden I. M. in der großen Gruppe »hier und jetzt« widerfährt, nicht verwerten. Wenn das I. M., wie es so oft geschieht, sich nicht erinnern kann, was es gestern getan hat bzw. was ihm gestern widerfahren ist, dann erscheint ihm die Vergangenheit nicht nur nicht als Rettung oder Hort der Sicherheit, sondern sie wird sogar zu einer Bedrohung für ihn. Was ist geschehen? Die Vergangenheit ist verschwunden wie der Schnee des vergangenen Jahres und hat das Gefühl hinterlassen: »Wer bin ich nun?« Angst steigt hoch, die immer mehr den Charakter einer Vernichtungsangst annimmt, der Furcht vor einer Leere, in der man untergeht. Da man in sich nichts vorfindet, ist auch nichts da. Man ist dann schnell mit dem Versuch bei der Hand, »hier und jetzt« wieder einen Kontakt mit der »Haut des Nachbarn« herzustellen. MacNeice¹¹ hat diese Aspekte des Dilemmas des Einzelgängers sehr zutreffend formuliert: »Ein geschichtliches Bewußtsein ist notwendig, d. h., wir müssen wissen, wie wir uns immer wieder erneuern können, anstatt einerseits immer nur dasselbe ständig zu wiederholen — die Papageienkrankheit — und andererseits der Tradition zu entfliehen —, was einen Sprachverlust bedeuten würde.« Und er fügt in anschaulicher und zugleich dramatischer Weise hinzu: »Wir müssen auf den Plätzen unserer Vorfahren sitzen, d. h., wir müssen sie von ihren Plätzen vertreiben.« Soweit sich das auf einen Menschen innerhalb einer Gruppe beziehen läßt, sei sie nun groß oder klein, ist das leichter gesagt als getan.

Der erste dieser beiden Grenzaspkte — die »Haut meines Nachbarn« — hat das Spiel zentrifugaler Kräfte zur Folge, damit die anderen Gruppenmitglieder keinen Selbstverlust erleiden; der zweite Aspekt — das Festhalten an einer Vergangenheit — bringt zentripetale Kräfte ins Spiel, ein Angezogensein von der Vergangenheit und eine Bewegung weg von den Schwierigkeiten des gegenwärtigen Lebens. Es geht natürlich in beiden Fällen darum, ein Gleichgewicht zwischen den beiden Kräften herzustellen, wobei das Ich das Ausmaß seiner Freiheit, sich in die eine oder in die andere Richtung zu bewegen, entdeckt. Vieles in der großen Gruppe läuft dieser Bewegungsfreiheit des Ich zuwider. Fast unmittelbar beim Eintritt in die große Gruppe erfährt der Einzelgänger das Vorhandensein dieser beiden konkurrierenden Kräfte in der Weise, daß er sich entscheiden muß, ob er dazugehören oder sich herauswinden will. Dieser Konflikt kehrt sicherlich in allen Beziehungen wieder, in der großen Gruppe jedoch bedeutet die Polarität, wie sie von dem in Interaktion befindlichen, aber kämpfenden Einzelgänger erlebt wird, extrem formu-

liert, entweder isoliertes Abseitsstehen oder eine vollständige Verschmelzung mit bzw. ein Untergehen in der Gruppe. Die große Gruppe macht die Schwierigkeit des Einzelgängers sichtbar, eine bezüglich des Interaktionsvorganges wirksame psychologische Distanz zwischen sich und dem »anderen« aufrechtzuerhalten, sei dieses »andere« nun ein Ereignis, eine Erfahrung oder ein Gruppenmitglied.

Die Anziehungskraft der kleinen Gruppe, besonders einer Arbeitsgruppe, die von Aktivitäten erfüllt ist, wie sie in den »Basic-Assumption«-Gruppen üblich sind (und wie Bion¹² sie beschrieben hat), hängt dagegen zum großen Teil damit zusammen, daß es dort genügend Möglichkeiten gibt, das Gemeinsame und die kohäsiven Elemente zu betonen; dies fördert das Gefühl des Verschmelzens und der Zugehörigkeit, während jedem einzelnen I. M. gleichzeitig verschiedene Möglichkeiten geboten werden, die Rollen, die es in einer solchen Gruppe gibt, in ganz persönlicher Art und Weise zu erfüllen, besonders diejenigen Rollen, die mit den verschiedenen Formen der Führung zu tun haben. In anderen Worten: Die kleine Gruppe bietet Möglichkeiten, sich herauszulösen, so daß das Ich gleichzeitig zur Gruppe gehören und von ihr getrennt sein kann. Dadurch vermindern sich die primitiven Ängste, die aus der Polarisation in der großen Gruppe entstehen, oder reduzieren sich zumindest auf ein erträgliches Maß.

Kleine Gruppen haben eine starke Neigung, das Gemeinsame hervorzuheben, um den Zusammenhalt der Gruppe und die Anhänglichkeit des einzelnen I. M. zu sichern, und es werden deshalb mit Vorliebe Wörter gebraucht, die ein Verschmelzen mit der Gruppe zum Ausdruck bringen, wie zum Beispiel »Eltern«, »Geschwister«, »Familien« — Begriffe, die das einzelne Gruppenmitglied nicht von den anderen unterscheiden, sondern seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kategorie von Mitgliedern zum Ausdruck bringen. Auch zeigt sich in den Diskussionen eine große Vorliebe für Feststellungen, die mit »wir« beginnen und oft ärgerlich zurückgewiesen werden mit Worten wie: »Sie sollten nur von sich sprechen!«, woran sich zeigt, daß diese Diskussionen dazu angetan sind, die Gruppenmitglieder mit hineinzuziehen. In gleicher Weise wird man gelegentlich mit besonderem Nachdruck sagen: »Wie Sie wissen«, so, als ob man sich vergewissern müsse, daß es sich um eine gemeinsame Erfahrung handelt, um auf diese Art für ein allgemeines Beteiligtsein zu sorgen. Ein solches Vorgehen schließt jedoch von vorneherein aus, daß die ganz persönliche Art und Weise, in der eine bestimmte I. M.-Rolle in Wirklichkeit ausgefüllt ist, näher betrachtet wird. Man sieht darin in erster Linie einen schmerzlichen Vorgang, der die Kontinuität der »Haut meines Nachbarn« sprengen und zum Ich-Zustand oder einem anderen

Zustand von persönlicher Eigenart zurückführen würde. Diese »Wir«-Sätze oder »Wie Sie wissen«-Sätze, wie auch die Begriffe aus dem Bereich der Familie, vermitteln jedoch auch ein Gefühl der Sicherheit, da in ihnen mehr oder weniger stark die Bestätigung enthalten ist, daß das I. M. eine Beziehung zu den anderen hat. Die »Haut meines Nachbarn« ist solchen Begriffen inhärent; sie weisen also darauf hin, daß das Ich sich nicht vor dem Verlust seiner Ich-heit fürchten muß. Sie deuten auch Möglichkeiten an, die jeweiligen Rollen mit persönlicher Eigenart zu erfüllen. Das Ich kann wieder atmen, insofern der Zustand des I. M. in erreichbare Nähe gerückt erscheint.

Anders verhält es sich mit der großen Gruppe, wo sich alles dagegen verschworen zu haben scheint, eine Rolle innerhalb der Gruppe mit persönlicher Eigenart zu erfüllen und gleichzeitig ein vollwertiges Gruppenmitglied zu bleiben. Allein schon die Größe des Kollektivs verhindert, daß voneinander unterschiedene Rollen entdeckt werden, und fördert auf diese Weise Verschmelzungsprozesse. Eine solche Masse hindert die einzelnen Mitglieder, durch Versuche, ihre Rolle persönlich auszufüllen, zu wachsen und sich zu entwickeln: Sie werden durch das Gewicht der Masse überwältigt. Auch die Wörter, die ein Verschmelzen zum Ausdruck bringen, sind in der großen Gruppe — ihrer Größe entsprechend — weit gefaßt: zum Beispiel »Soziale Berufe«, »Industrielle« oder »die Frauen«. Diese Begriffe sind so weit gefaßt, daß die persönlichen Rollenträger darüber in Vergessenheit geraten, und es erfordert schließlich eine solche Anstrengung, diese Rollen persönlich auszufüllen, daß das I. M. dabei Gefahr läuft, exzentrisch zu erscheinen. Innerhalb dieser weit gefaßten Kategorien — es gibt ja keine festumrissenen Rollen, etwa »den Psychiater«, »den Personalchef«, »den Mann« — gibt es so viele Möglichkeiten, daß das Ich über dem Bemühen verzweifelt, seine persönliche Verwirklichung zu finden und die Anerkennung seiner Individualität zu erreichen. Alles, was das Ich sagen kann, ist: »So bin ich nicht!« Das Resultat ist ein reduziertes Selbstgefühl, was so weit geht, daß dieses schließlich als irrelevant betrachtet wird. Man fragt sich: »Warum sollte ich überhaupt eine Ich-heit entwickeln?«

In der großen Gruppe ist die Auflösung der Grenze, die durch die »Haut des Nachbarn« definiert wird, aufgrund der bereits erwähnten zentrifugalen Kräfte eine immer gegenwärtige Bedrohung; diese veranlassen das Ich dazu, sich zurückzuziehen, sie treiben ihn jedoch auch entsprechend in eine zunehmend eigentümliche und isolierte Position. Die Kontinuität mit der Oberfläche des anderen ist auch deshalb in Gefahr, weil die große Gruppe noch viel mehr Probleme hinsichtlich dieser Nachbarn aufwirft: »Wo, wer, wann, was sind sie?« Dieses Suchen und Fragen

wird durch die fast täglichen Veränderungen ihrer räumlichen Position noch verstärkt: Zuerst sind sie nahe, dann fern, einmal vor mir, dann hinter mir, einmal links und einmal rechts von mir usw. Am einen Tag kann es heißen: »Meine kleine Gruppe befindet sich um mich herum«, an einem anderen Tag: »Meine kleine Gruppe ist überall verstreut.« Diese wiederholten Verschiebungen und Veränderungen der räumlichen Position führen noch zu weiteren Fragen: »Warum gibt es diese Veränderungen?«, »In welcher Weise hat sich mein Nachbar verändert?«, »In was hat er sich verwandelt?«, »Wo ist er hingegangen?« usw. Eines der Merkmale der großen Gruppe ist also das völlige Fehlen von Stille; sie ist eher ein Erfahrungskaleidoskop. Als Folge davon haben beide, der mit den anderen in Beziehung stehende Einzelgänger und das I. M., das Gefühl einer Ausdehnung der »Haut« — aufgrund der Erfahrung, daß der Nachbar, der gerade noch gesprochen hat, jetzt »irgendwo dort drüben« sein kann. Eine solche Ausdehnung kann sogar ein »Platzen« der Haut zur Folge haben; um dies zu vermeiden, wird sich das I. M. zurückziehen und aufgeben. Es wird dann zu einem Einzelgänger und verläßt als solcher die Gruppe.

Entscheidend dabei ist, daß die soziale Distanz, die das I. M. für die Beziehungen der I. M. untereinander als am günstigsten empfindet (und welche die Grenze, die durch die Oberfläche des anderen gesetzt ist, fördert und auf diese Weise den I. M.-Status stärkt), sich beständig verschiebt. Thoreau beschreibt in seinem *Walden* einige der Probleme des Ichs so:

»Eine Unbequemlichkeit mußte ich freilich in meinem kleinen Hause zuweilen feststellen: die Schwierigkeit, von einem Gaste genügend Abstand nehmen zu können, wenn wir begannen, große Gedanken mit großen Worten auszusprechen. Man braucht Raum für seine Gedanken, damit sie die offene See gewinnen und ein paar Mal lavieren können, bevor sie in den Hafen einlaufen. Die Kugel deines Gedankens muß ihre seitliche und ihre Aufschlagsbewegung überwunden und ihre beständige, gleichmäßige Flugbahn angenommen haben, bevor sie das Ohr des Hörers erreicht, sonst fliegt sie vielleicht durch seinen Kopf und zu seinem andern Ohr wieder hinaus. Auch unsere Urteile brauchen Raum, um sich zu entfalten und ihre Kolonnen aufzustellen. Individuen gleich wie Nationen müssen angemessene weite, natürliche Grenzen haben; sogar ein beträchtliches neutrales Gebiet muß zwischen ihnen liegen. Es war für mich ein einzigartiger Genuß, mich mit einem Bekannten am andern Ufer des Teiches über das Wasser hin zu unterhalten. In meinem Hause waren wir so nahe beieinander, daß wir gar nicht anfangen konnten zu hören — wir konnten nicht leise genug sprechen, um gehört zu werden. So stört auch, wenn man zwei Steine ins Wasser wirft, ein Wellenkreis den andern. Schwatzen wir aber laut drauflos, dann allerdings vertragen wir es, so nahe beisammenzustehen, daß einer des andern

Atem spürt; wenn wir hingegen zurückhaltend und leise und nachdenklich reden, dann möchten wir voneinander entfernt sein, damit alle animalische Wärme und Feuchtigkeit die Möglichkeit hat, sich zu verflüchtigen. Genießen wir die innigste Gesellschaft, durch die das berührt wird, was in unserer Seelentiefe oder über uns ist, so müssen wir nicht allein schweigen, sondern in der Regel so weit voneinander entfernt sein, daß keiner die Stimme des andern vernehmen kann. Von hier aus betrachtet käme das Gespräch den Schwerhörigen zustatten; es gibt indessen viele erlesene Dinge, über die wir nicht reden können, wenn wir schreien müssen. Wenn die Unterhaltung einen erhabeneren und großartigeren Ton annahm, schoben wir unsere Stühle zurück, bis sie die Ecken der entgegengesetzten Wand berührten, aber auch so hatten wir gewöhnlich nicht Raum genug.«¹³

Die verhältnismäßig kleinen sozialen Distanzen in der kleinen Gruppe können leicht überbrückt werden, sowohl durch die unmittelbare Gegenwart des Nachbarn als auch durch den Gebrauch einfacher Verallgemeinerungen und Klischees. In der großen Gruppe braucht man schon massive Slogans, wenn die sozialen Distanzen aufgefangen werden sollen. Der Einzelgänger in der großen Gruppe ist bei seinen Versuchen, die »Haut des Nachbarn« herzustellen und zu erhalten, wovon sein I. M.-Status abhängt, ständig bemüht, mit anderen I. M. in Berührung zu kommen und mit ihnen in Interaktion zu treten; er erlebt jedoch immer wieder Schwierigkeiten dabei; einige davon werden später diskutiert. Eine Konsequenz seiner Schwierigkeiten ist, daß er immer stärker in einen Bezugsrahmen zurückgezwungen wird, in dem er auf sich selbst bezogen ist, und infolgedessen ist er nach und nach immer weniger auf seinen Nachbarn orientiert. Hand in Hand mit der Bewegung weg von den anderen I. M. geht die Loslösung von der »Haut des Nachbarn«, und es bilden sich zwei bestimmte Formen des I. M.-Status heraus.

Die erste, vorübergehende Form läßt sich am besten durch das neugebildete Wort »disarroy«* beschreiben. Das I. M. befindet sich in einem Zustand völliger Verwirrung, begleitet von dem Gefühl, daß eine einmal hergestellte I. M.-Welt durch das Auseinanderbrechen seiner Grenzen zerfällt, da es eine Reihe ganz verschiedenartiger und verwirrender Einflüsse erfährt. Da sich das I. M. an der großen Gruppe beteiligen möchte, steht für es die Welt weder still, noch bleibt sie sich gleich; die kaleidoskopische Bombardierung ist gleichbedeutend mit und Teil der

* Das Wort »disarroy« enthält sowohl Anklänge an »dissarray«, dt. Unordnung, Verwirrung, als auch an das Verb »to annoy«, dt. beunruhigen, ärgern, plagen. Es wird im folgenden mit »Verwirrung«, »Unordnung«, »Desorientiertheit« wiedergegeben. Anm. d. Übers.

Veränderung. Unordnung und Verwirrung werden zur überwältigenden Erfahrung der Vorstellung, daß sich die Welt niemals gleichbleibt. Das Wort »disarroy« wird hier nicht nur gebraucht, um die tatsächliche Erfahrung der Veränderung und das damit verbundene Gefühl der Desintegration und des Zusammenbruchs zu beschreiben, sondern auch, um das Bedürfnis, zu dem früheren Zustand zurückzukehren, sowie den Wunsch, nichts zu wissen, nie wieder zurückzukehren, und den Gedanken: »Wäre ich doch nie hierhergekommen« zum Ausdruck zu bringen. Diese Situation des I. M. in seiner Verwirrung wird gelegentlich abgewehrt und gleichzeitig widergespiegelt durch das Auftauchen eines Paradiesmythos in der großen Gruppe: Das I. M. sieht sich selbst als ausgestoßen aus dem Garten Eden, es empfindet den Verlust der Unschuld bzw. sein Wissen als einen gefürchteten, ja unnötigen Einbruch in eine Existenz, die eigentlich ruhig und friedlich sein sollte. Gleichzeitig taucht der Wunsch auf, zu einem solchen Zustand segensreicher Unwissenheit zurückzukehren, als ob Unwissenheit ein Zustand wäre, der sich neu schaffen ließe.

Die zweite und extremere Form des I. M.-Status ist dadurch gekennzeichnet, daß das individuelle Mitglied nach dem vorübergehenden Zustand der Verwirrung und Unordnung in einen Zustand einfacher Idiosynkrasie gelangt, der sich in bizarrem Verhalten ausdrückt. Das äußert sich dann etwa so, daß das I. M. eine Zeitung liest, ein Kreuzworträtsel löst oder am Fenster sitzt, den halben Körper zum Fenster hinausgelehnt, oder seinen Stuhl in einer gewissen Entfernung von der Gruppe in betont individualistischer Weise plziert. Der Sinn eines solch eigenartigen Verhaltens besteht darin, daß es dem individuellen Mitglied die Möglichkeit verschafft, Teil der Gruppe zu bleiben, also dort präsent zu sein. Es wäre falsch, zu sagen, ein solches Mitglied habe die Gruppe verlassen, da die Bedeutung seines Verhaltens sowohl für es selbst als auch für die große Gruppe gerade dadurch bestimmt ist, daß es sich im Kontext dieser Gruppe ereignet und seine eigentümliche Beziehung zur Gruppe widerspiegelt. Durch solche bizarren Formen des Verhaltens kann das I. M. in der Gruppe bleiben; es muß die Gruppe weder verlassen, noch in den Zustand des Einzelgängers zurückfallen als jemand, der in dieser Situation den Staub der Gruppe endgültig von sich abschüttelt. Der Begriff »Entfremdung« beschreibt in angemessener Weise den Zustand eines solchen Mitglieds, das als Konsequenz seiner Interaktion mit der Gruppe und durch das Zusammenbrechen oder die Verwirrung seiner Grenzen seinen I. M.-Status verloren hat und deshalb auf dem Weg ist, ein isolierter einzelner zu werden, obwohl sein Verhalten immer noch die Dynamik der Gruppe widerspiegelt und Teil von ihr ist.

Dieser neue Zustand ist in erster Linie gekennzeichnet durch den Verlust der notwendigen äußeren Grenze, die Dinge — Ereignisse, Geräusche, Menschen — stürmen auf es ein bzw. widerfahren ihm ununterbrochen. Dieser Zustand ist daher sehr verschieden von dem eines Einzelgängers, dessen Zustand eine wichtige Dimension der Intaktheit enthält, obwohl Intaktheit als solche ein Anzeichen für Selbsteinschränkung, Hemmung und Selbstbewahrung sein kann. Das individuelle Mitglied, das sich auf diese Weise entfremdet hat, hat ganz im Gegenteil in keiner Weise das Gefühl der Intaktheit. Dieser Zustand enthält vielmehr ein Element der Gestörtheit. Die Sympathie ist unterbrochen. Der Begriff Entfremdung beschreibt in seiner weiteren Bedeutung auch sehr gut den Zustand des nun zerrissenen I. M., das auf die anderen I. M. oder auf die große Gruppe insgesamt jene Aspekte der Situation zu übertragen versucht, die zu der Verwirrung seiner Grenzen geführt hatten. Dieser Vorgang des Übertragens ist ein wichtiger Aspekt der Wiederherstellung des Selbst, ob er nun zu einer Wiederherstellung des I. M.-Status führt oder zu einer endgültigen Rückkehr in den Zustand eines Einzelgängers.

Der Charakter der Reaktionen

Der Einzelgänger in der großen Gruppe ist einem beständigen Bombardement von Reaktionen ausgesetzt — »Hier ist ein solcher Lärm, daß ich überhaupt nicht nachdenken kann« —, und die Reaktionen kommen aus allen Richtungen, aus der Nähe und aus der Ferne, vor allem aber ist die Qualität der Reaktionen eingeschränkt. Manch eine Äußerung eines I. M. wird aktiv ignoriert: Sie erhält nicht nur keine Reaktion, sondern sie wird von vornherein abgewürgt, bleibt im Raum hängen und wird als ein Nicht-Ereignis behandelt, mit dem Ergebnis, daß der größte Teil der Diskussion unzusammenhängend und wirr ist, in abgerissenen Sätzen geführt wird und für den ersten individuellen Sprecher unverständlich bleibt. Diese Zusammenhanglosigkeit drückt sich auch in Äußerungen aus wie: »Ich möchte noch einmal auf das zurückkommen, was der vorletzte Sprecher sagte«, denn man hat nicht das Gefühl eines fortlaufenden Gesprächs. Oft wird eine Äußerung auch durch eine gegenteilige Feststellung beantwortet, so daß kein Fortschritt möglich ist. A stellt beispielsweise fest, daß er Angst hat, und B antwortet: »Ich habe überhaupt keine Angst«, womöglich mit der zusätzlichen Bemerkung: »Sie, A, übertreiben.« Während ein solcher Austausch die Differenzierung der I. M. fördern kann, wirkt die Reaktion offensichtlich so blockierend, daß sie lediglich zur Isolation führt: Aus dem I. M. wird ein Einzelgänger. Da es keine konstruktiven Reaktionen gibt, liegt es nahe, daß immer

wieder dieselben Äußerungen wiederholt werden; man hält starr an den einzelnen Standpunkten fest, was zu Nichtanpassung sowohl beim I. M. als auch bei der Gruppe führt. Unter diesen Bedingungen dauert der Zustand des Einzelgängers an: Es kann sich kein I. M.-Status in der großen Gruppe entwickeln.

Da aus allen Richtungen Reaktionen kommen, sieht sich der Einzelgänger, der die erste Äußerung gemacht hat und nun auf eine Antwort wartet, bei dem Versuch, seine Identität als I. M. zu finden, einer ganzen Reihe von Reaktionen gegenüber, zwischen denen er wählen kann. In kleinen Face-to-Face-Gruppen kann ein Mitglied fast sofort feststellen, wo die Antwort herkommt und wer sie gegeben hat. Was noch wichtiger ist: Die Antwort kommt gewöhnlich von der Person, an die sich das I. M. ursprünglich gewendet hat. Das ist besonders dann wichtig, wenn die Reaktionsäußerungen projektives Material enthalten, wie zum Beispiel: »Empfinden Sie dies und das?« oder »Ich glaube, Sie wollen das und das sagen« usw. Man kann solche Äußerungen bestätigen oder, wenn sie nicht zutreffen, sofort korrigieren. In der großen Gruppe jedoch läßt sich meistens nicht feststellen, woher die Reaktion kommt, da das Bombardement durch verschiedenste Geräusche eine Unterscheidung unmöglich macht. Die Reaktionen werden also zur Geräuschkulisse, sie dienen nicht der Kommunikation und können dem Ich deshalb nicht helfen, sich von den anderen zu unterscheiden, mehr noch, sie schwächen die Position des I. M. sogar ausgesprochen. Beide, der Einzelgänger und das I. M., sehen sich nicht nur vor die Schwierigkeit gestellt, daß sie gar nicht gehört werden, sondern, was schlimmer ist, sie werden mit all den anderen I. M. in einen Topf geworfen als »die dort«. Die Reaktion kann deshalb geradeso gut aus einer Ecke kommen, die man gar nicht angesprochen hatte bzw. auf die die Projektion überhaupt nicht gerichtet war, wie von dem Gruppenmitglied, an das man sich tatsächlich gewendet hatte. Die Antwort ist nicht nur unerwartet und hat einen gewissen Überraschungseffekt, etwa in der Weise: »Ich habe nicht mit Ihnen gesprochen«, es ist darüber hinaus auch schwieriger, die Antwort mit der ursprünglichen Äußerung in Zusammenhang zu bringen und, wenn die Reaktion projektives Material enthält, festzustellen, wieweit dieses mit der Realität übereinstimmt. Im allgemeinen möchte ein I. M., das eigene Gefühle auf andere projiziert, wissen, ob die Projektion mit der Realität übereinstimmt und einen Bezug zu dem anderen I. M., an das es sich gewendet hatte, enthält. Wenn es jedoch die Kongruenz nicht prüfen kann, gerät es in Verwirrung, d. h. in die Absonderung vom sozial Üblichen; die Folge sind gewöhnlich Schweigen, Rückzug und Entfremdung des I. M. Da es sehr viele Komplikationen dieser und ähnlicher Art

gibt, ist es sehr schwierig, ein Gefühl der Vertrautheit mit der Situation zu entwickeln. Reaktionen aus dem Zentrum der Gruppe werden als gefährlich angesehen. Reaktionen, die nicht gerade aus der unmittelbaren Nachbarschaft kommen, scheinen von weit draußen zu kommen, wobei diejenigen »dort draußen« mehr durch ihre räumliche Distanz unbeteiligt oder gleichgültig erscheinen, als daß sie tatsächlich unbeteiligt wären. In jedem Fall ist es schwierig, festzustellen, wieweit die Projektion mit der Realität übereinstimmt, da die Reaktion aus der Ferne kommt.

Ein weiteres Problem ergibt sich daraus, daß das Ich zu reagieren versucht. Es geht davon aus, daß sein I. M.-Status davon abhängig ist, ob es eine angemessene Antwort gibt. Wenn sein Beitrag nicht ankommt, was in dieser anscheinend allen die gleiche Freiheit gewährenden Situation oft der Fall ist, hat das I. M. — das ja Kommunikation sucht, indem es sich anderen zuwendet oder ihnen antwortet — das Gefühl, daß seine Antwort-Bereitschaft nicht gebraucht wird. Der Grund dafür, daß seine Antwort nicht ankommt, mag in einem Mangel an Unmittelbarkeit liegen, dem Gefühl, von den anderen entfernt zu sein, wodurch das Unverständnis noch verstärkt wird, oder in dem Zweifel an der Wichtigkeit der eigenen Aussage — all dies führt zu Verzögerungen, die den Zusammenhang verändern — oder daran, daß es eine Antwort erhält, die in seinen Augen keinen Bezug zu seiner vorangegangenen Frage hat.

Das I. M. hat das Gefühl, ignoriert zu werden, was den äußeren Tatsachen entspricht. Da sich das I. M. ignoriert fühlt, wird seine Position — obwohl es immer noch in Beziehung zu anderen I. M. sowie zu der Gruppe als Ganzer steht — unweigerlich eigentümlich und bizarr. Unordnung und Verwirrung drohen. Sobald dieser Zustand einsetzt, bedarf es einer zentripetalen Kraft, um die dieser Situation innewohnenden zentrifugalen Kräfte zu überwinden, wenn der I. M.-Status und die Kontinuität der »Haut des Nachbarn« wiederhergestellt werden sollen. In vielerlei Hinsicht ist es für das I. M. leichter, sich eigentümlich und bizarr zu benehmen, was sich an seinem späteren Verhalten auch deutlich zeigt.

Verzögerungen der Reaktion verursachen weitere Schwierigkeiten. Unmittelbare Reaktionen oder, wie die Franzosen sagen würden, »du tic au tac«, sind selten und nur zwischen Mitgliedern, die einander gut kennen, möglich. Es kommt zu einem belanglosen Hin und Her, denn wenn man ein Thema verfolgt, indem man immer wieder »auf den vorletzten Sprecher zurückkommt«, so erfordert das eine Koordination von Fähigkeiten, die höchst selten ist. Ein Teil des Problems besteht darin, daß jedes I. M. das Gehörte innerlich zunächst einmal sondiert, während es

erfährt, was es bedeutet, in der großen Gruppe zu sprechen und greifbare Reaktionen zu erfassen. Antworten aus unerwarteten Richtungen helfen nicht, wie zum Beispiel: »Haben Sie mich gemeint?« Auch das Bemühen, Reaktionen zu erfassen — der introjektive Prozeß —, verursacht Verzögerungen aufgrund der Ängste vor der wirklichen oder scheinbaren Massivität der großen Gruppe. Da die große Gruppe als riesig wahrgenommen wird, setzt man voraus, daß auch die Antwort groß sein müsse, vielleicht größer als das Individuum, das sie verstehen soll. Die räumliche Weite veranlaßt den Antwortenden, seine Stimme zu heben oder besonders laut zu sprechen. Unerwartete Ausbrüche — die nicht selten sind — setzen ebenfalls die Angstschwelle vor der Antwort, die es zu verstehen gilt, herauf. In diesem Stadium besteht also eine erhöhte Angstbereitschaft, die auch die Furcht, überschwemmt zu werden, enthält. Auch das Gefühl, gerichtet zu werden, die Fantasie, die Antwort könne eine Verurteilung sein, besonders wenn sie von einem Berater kommt, erhöht die Angst so sehr, daß die Antwort nicht gehört und also auch nicht verstanden wird. Die Bitten, der Berater solle wiederholen, was er gesagt hat, gehen zum großen Teil nicht nur auf Faktoren wie räumliche Distanz, Klang und Lautstärke der Stimme usw. zurück, sondern auf die anfängliche Überzeugung, daß etwas Tadelndes und Verdammendes gesagt worden sei, sowie auf die Vorstellung, daß man es am besten gar nicht hören sollte. Alle diese Faktoren, insbesondere der zuletzt genannte, tragen dazu bei, das I. M. seiner Fähigkeiten zu berauben, und fördern den Zustand eines M. I. oder »Lumpenproletariats« (deutsch im Original). Auch die Berater sind in der Gefahr, in diesen Prozeß hineinzugeraten, da ihre Interpretationen so einfach sein müssen, daß sie schon fast banal sind.

Selbst wenn diese anfänglichen Ängste überwunden sind und die Antwort verstanden worden ist, besteht immer noch die Schwierigkeit, die nun introjizierte Antwort in Beziehung zu bringen mit dem, was am Anfang gesagt wurde, denn die Perspektive des I. M. hat sich während der dazwischenliegenden Periode der Angst und aufgrund seiner Unfähigkeit zu erkennen, daß die Antwort für ihn bestimmt war, verändert. Diese innere Verzögerung hat eine so heftige Wirkung auf das I. M., daß es ihm unter Umständen sogar schwerfällt, sich zu erinnern, was es gesagt hat.

Auch eine anonyme Bezugnahme auf »den Sprecher dort« ist nicht hilfreich. Das I. M. zieht sich in dieser Situation am liebsten von dem Kontakt mit der »Haut des Nachbarn« zurück, um die erhaltene Antwort in aller Ruhe gemächlich für sich zu betrachten. Jetzt ist die Gefahr, in den Einzelgängerstatus zurückzufallen, ganz besonders groß. Die nach-

folgenden verbalen Äußerungen scheinen in erster Linie defensiver Art zu sein und den Bedürfnissen des Ich, seine eigene Ich-heit zu behaupten, zu entsprechen, oft durch vehementen Widerspruch: »Das habe ich nicht gesagt.« Indem sich das I. M. auf diese Weise von dem anderen absetzt, verringert sich die Gefahr, von ihm überwältigt zu werden. Dieser Austausch bzw. die Versuche, die Dinge genau zu definieren, enthüllen auch die noch größere Angst, die mit dem Gefühl der Erweiterung oder Inflation verbunden ist — »Das geht aber weit über das hinaus, was ich gesagt habe!« — sowie mit der Erfahrung, persönlichkeiterweiternde Gaben erhalten zu haben. Es ist bemerkenswert, daß zustimmende Äußerungen, ein einfaches »Ja« oder »Das finde ich auch«, selten sind, vielleicht, weil in ihnen ein Element der Verschmelzung mit dem antwortenden I. M. enthalten ist, ja, sogar die Gefahr, zu diesem anderen I. M. zu werden, zu einer Zeit, in der die Unterscheidung von den anderen die wichtigste Forderung ist.

Das I. M. hört auf Antworten, um sich abzugrenzen; es wartet auf eine Antwort, die es in seinem Bemühen, sich von den anderen zu unterscheiden, stärkt und es als ein I. M. bestätigt. Darüber hinaus nimmt das Ich bei diesem Prozeß des Unterscheidens seine innere Tiefe wahr, ihm wird bewußt, daß sein seelisches Leben eine innere Ausdehnung hat, daß einige Dinge sozusagen im Vordergrund seines Geistes stehen, andere im Hintergrund, wieder andere irgendwo in der Mitte, und daß alle leichter oder schwerer zugänglich sind, einschließlich seiner letzten Äußerungen. So ergibt sich das Problem: »Werde ich etwas finden?«, »Was werde ich finden?« Vielleicht ist dort nichts, eine Leere, ein Vakuum.

Der Rückzug des Ich aus der unmittelbar gegebenen äußeren Großgruppensituation um dieses inneren Unterscheidungsprozesses willen hat noch weitere Konsequenzen. Wenn das I. M. in die äußere Szene zurückkehrt, nachdem es sich innerlich über die Dinge klargeworden ist und vielleicht auch weiß, was es jetzt sagen möchte, hat sich die Situation in der großen Gruppe so stark verändert, daß das I. M. keinen Zusammenhang mehr erkennt mit der Situation, die es soeben verlassen hat. Der Beitrag, den zu leisten es gerade im Begriff war, erscheint nun belanglos oder stößt ins Leere, da er aufgrund der zeitlichen Verzögerung nicht mehr hineinpaßt. Es kann sich nicht mehr auf den »vorletzten Sprecher« beziehen — alles scheint längst vergangen zu sein. Es erscheint ihm dann das beste und sinnvollste Verhalten, zu schweigen und sich noch weiter zurückzuziehen. Sein erster Rückzug (um nachzudenken) und nun sein Schweigen haben es jedoch in eine isolierte Position gebracht, es ist von seinem Nachbarn getrennt, den es nicht mehr erkennt bzw. von dem es nichts mehr weiß; auf diese Weise werden seine I. M.-Grenzen ge-

schwächt, und es verliert immer mehr den Kontakt. Es gerät immer stärker in den Zustand der Verwirrung und Desorientiertheit, und es wird anfällig für Angriffe der Gruppe und die Gefahr der Entfremdung. In diesem Stadium, in dem das I. M. Antworten erhalten und geben möchte, wird seine Verwundbarkeit dadurch noch weiter erhöht, daß es ihm schwerfällt, in der großen Gruppe ein Gefühl der »Vertrautheit« (»familiarity«) zu entwickeln. Dieses Gefühl der Vertrautheit hat zwei grundlegende Aspekte: Das I. M. muß ein vertrautes Bild vom andern entwickeln und prüfen, welche Beiträge die anderen I. M. von seiner Seite tolerieren. Verglichen mit der kleinen Gruppe, wo diese Vorgänge fast gleichzeitig eintreten, braucht der sich entwickelnde Einzelgänger viel länger, um andere getrennte I. M. in größerer Zahl zu erkennen, das Gefühlsklima in der großen Gruppe zu erfassen und festzustellen, was sie akzeptieren und für wichtig genug halten wird. Je größer die Vertrautheit des Einzelgängers mit den anderen I. M. ist, um so mehr kann er selbst ein I. M. sein und die anderen I. M. als deutlich voneinander unterschiedene I. M. behandeln. Das Gefühl der Vertrautheit kann dadurch, daß es die Differenzierung des einzelnen Mitglieds fördert, dem I. M. also in seinem Kampf gegen die Gleichmachung (»homogenisation«) durch die Gruppe helfen, die, wie wir gesehen haben, die Verschmelzung fördert, dem I. M.-Status günstig ist und auf diese Weise dazu beiträgt, daß die Grenzen aller I. M. verschwinden.

Auf dieser Grundlage — wenn der Einzelgänger, der zu einem I. M. werden möchte, ein vertrautes Bild von den anderen I. M. hat und das Gefühlsklima in der großen Gruppe kennt — kann er es wagen, einen Beitrag zu leisten, wobei das Risiko darin besteht, daß ein solcher Beitrag ein bestimmtes Bild von demprechenden Einzelgänger vermittelt. Von daher sind die häufigen Fragen, die offensichtlich in großen Gruppen öfter gestellt werden als in kleinen Gruppen, verständlich: »Habe ich das Richtige gesagt?« oder: »Wie hat es sich angehört?« In allen Gruppen braucht der Einzelgänger eine Bestätigung seines Selbstbildes seitens der Gruppe, besonders wenn ein I. M.-Status hergestellt und unterstützt werden soll; in der großen Gruppe braucht er diese Bestätigung zusätzlich von einem benachbarten I. M. Daraus erklärt sich der Wunsch des Einzelgängers, der zu einem Ich werden will, entweder mit Namen oder dem Inhalt nach (bzw. sowohl als auch) zitiert zu werden, da auf diese Weise seine Unterscheidung von anderen I. M. gefördert wird: »Ja, das habe ich gesagt.« Von dieser Feststellung ausgehend, kann eine realistische Selbsteinschätzung als wesentlicher Teil der Herstellung einer individuellen Mitgliedschaft einsetzen, auf der Basis: »Das bin ich, und das bist du.«

Im Kontext der großen Gruppe hat die Selbsteinschätzung drei grundlegende Aspekte: 1. Das I. M. bekommt das Gefühl der Wichtigkeit und Folgerichtigkeit des eigenen Beitrags im Hinblick auf die Beiträge der anderen und, davon ausgehend, das Gefühl, mit den anderen in Kontakt zu sein, was Teil des Prozesses ist, sich der »Haut des Nachbarn« zu versichern.

2. Das I. M. hofft, daß das, was es gesagt hat, zur Diskussion und zur Herstellung eines zusammenhängenden Ganzen beiträgt und dadurch die positiven oder kreativen Kräfte in ihm verstärkt werden. Nicht zitiert zu werden oder, was noch schlimmer ist, gesagt zu bekommen, daß das, was man selbst gesagt hat, »falsch« ist, bewirkt eine negative Selbsteinschätzung.

3. Wenn das I. M. Kontakte mit den anderen hat und wichtig für sie ist, wenn das, was es gesagt hat, das Richtige war, wenn man darauf aufgebaut hat und es also als kreativ empfunden wurde, dann ist nicht nur sein von der Gruppe bestätigtes Selbstbild positiv und gut, sondern das Ich entwickelt auch in zunehmendem Maß ein Gefühl seiner eigenen Bedeutung und daher auch der Stärke und Festigkeit in seinen I. M.-Grenzen. In der großen Gruppe jedoch, die aufgrund ihrer Größe den Eindruck vermittelt, daß es in ihr nur Einzelgänger gibt, hat das Ich in diesem Übergangsstadium die größten Schwierigkeiten, ein Gefühl der Vertrautheit zu entwickeln. Es scheint nur wenige Möglichkeiten zu geben, eine solche Bestätigung des Selbstbildes zu erhalten. Alles bleibt verwirrend und fremd. Die Tatsache, daß kein Bezug genommen wird auf das, was andere gesagt haben, insbesondere kein namentlicher Bezug, hat über das bloße Ignorieren von etwas Gesagtem hinaus noch eine tiefere Bedeutung: Dies wirkt sich hemmend auf die Selbsteinschätzung aus. Da das I. M. mit dem, was es gesagt oder eingebracht hat, identifiziert wird, verstärkt dieser Mangel aber zugleich auch die Vorstellung, daß der einzelne in einer solchen Gruppe Teil eines unvermeidlichen Vernichtungsprozesses ist. Das Schweigen in Gruppen, besonders in der großen Gruppe, bedeutet für den einzelnen deshalb nicht nur, ignoriert zu werden, sondern gibt ihm, aufgrund der Massivität der Situation, auch das Gefühl, eliminiert und in seiner Existenz ausgelöscht zu werden. Die Äußerung des I. M. ist nicht nur einfach ins Leere gegangen, sondern sie ist durch das aktive Schweigen in ein Nichts verwandelt worden. Auch erfährt der kämpfende Einzelgänger bei seinem Bemühen, ein I. M. zu werden, keine Hilfe dadurch, daß er gelegentlich zitiert wird, da das Zitat sehr oft eine solche Verzerrung dessen ist, was er ursprünglich gesagt hat, und einer so starken Korrektur bzw. einer neuen Darlegung bedarf, daß er in keiner Weise Beruhigung über sein Geschick empfindet.

Da der Austausch von Antworten und Reaktionen als Verzerrung empfunden wird, die das mißverständene I. M. nicht unwidersprochen hinzunehmen wagt, aus Angst, seine Identität zu verlieren, verstrickt es sich bald in gegenseitige Korrekturmanöver mit anderen I. M., wobei der Ausdruck »sich verstricken« die Angst, sich ineinander zu verlieren, bereits zum Ausdruck bringt. Dabei ist unsicher, wer am Ende wer sein wird: Ich-heit kann sich nicht entwickeln.

In seinem Bemühen, ein Gefühl der Vertrautheit zu entwickeln, wird das I. M. die Technik der »Modellsuche« anwenden, um ein geeignetes Modell zu finden, innerhalb dessen es ein passendes Vertrautheitsmuster (»familiarity pattern«)* entwickeln kann. Das Modell, das für eine solche Gruppensituation am geeignetsten erscheint, ist die Familie, wo alle Reaktionen vollkommen vertraut sind, zum Beispiel:

»Darüber regt sich Mutter immer auf.«

»Darüber wird sich Vater ärgern; warte, bis er zu Abend gegessen hat, und sage es ihm erst dann.«

»Der Sohn, Peter, benimmt sich, wenn er wütend ist, immer so«, usw.

In einer Familie wird ein jedes Mitglied unter bestimmten Umständen seine bestimmte Rolle spielen oder seinen vertrauten Standpunkt vertreten. Jede Veränderung in diesem Verhaltensmuster wirkt wie ein Schock und hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Vor dem Hintergrund einer solchen Vertrautheit ist die Zeit, bis eine Reaktion erfolgt, von zweitrangiger Bedeutung. So schreibt man sich innerhalb einer Familie vielleicht wöchentlich nur einmal, während Verliebte, die mit ihren komplizierten gegenseitigen Projektionen noch unvertraut miteinander sind, sich täglich schreiben müssen. In der großen Gruppe jedoch kann das »Family-Familiarity-Modell« (das Familien-Vertrautheits-Modell) wegen der bereits beschriebenen vielfältigen Störungen im Reaktionsablauf nicht erfolgreich angewendet werden. Diese Tatsache wird daran ganz deutlich, daß Teilnehmer in Großgruppen, wie zum Beispiel Dozenten, Geistliche, Industriemanager, häufig verneinen, wenn man sie fragt, ob sie schon einmal in einer großen Gruppe gewesen seien. Man kann die Situation der großen Gruppe nicht als etwas Vertrautes wiedererkennen. Auch diese Tatsache trägt zu dem Gefühl einer ständigen Bedrohung des Ich durch Unordnung und Verwirrung bei.

Da das Ich das »Family-Familiarity-Modell« nicht anwenden kann, bedient es sich einer anderen Form der Abwehr (Abwehr gegen Unord-

* Das englische Wort für Vertrautheit ist »familiarity«; die Verbindung von »Familie« und »Vertrautheit« kommt dort also auch schon etymologisch zum Ausdruck. Anm. d. Übers.

nung, Verwirrung und Entfremdung): Es versucht eine »identische Reaktion« zu entwickeln. A sagt zum Beispiel, er sei wütend, und B sagt sofort, er glaube das nicht. B wird durch C und andere herausgefordert: »Wie kann B so etwas sagen?« B antwortet, wenn er wütend sei, komme das unverzüglich in seinem Verhalten zum Ausdruck, längst bevor er die Zornesgefühle bei sich feststellen oder gar darüber nachdenken und darüber sprechen könne. Wie könne A also so ruhig sagen, er sei wütend? Das Ich bedient sich also in immer stärkerem Maße einer persönlichen Erfahrung oder eines persönlichen Bezugsrahmens als Modell, im Gegensatz zu einem sozialen Modell bzw. dem Familienmodell. Da es sich um ein Modell von ganz persönlicher Eigenart handelt, ist es kein auf ein anderes I. M. ausgerichtetes bzw. kein Beziehungsmodell. In diesem Fall führte seine Anwendung dazu, daß B angegriffen und sein Beitrag zurückgewiesen wurde. Auch hier droht die Grenze, die durch die Oberfläche des anderen gebildet wird, wieder auseinanderzubrechen, und die Gefahr der Entfremdung liegt beängstigend nahe, obwohl die gleichlautende Antwort ursprünglich dazu beitragen sollte, die schwächer gewordene Grenze und das Gefühl der individuellen Mitgliedschaft wiederherzustellen.

Mit dem Gefühl der Vertrautheit verbunden ist auch die Erfahrung der Übereinstimmung der Projektionen mit der Realität. Da im »Family-Familiarity-Modell« die Projektionen mit der Realität übereinstimmen, entwickelt sich hier ein Gefühl des Aufeinanderbezogenseins und nicht der Entfremdung. Wenn sich diese Übereinstimmung zwischen den Projektionen und der Realität nicht ergibt, macht das Ich die Erfahrung der Fremdheit; es hat das Gefühl, daß etwas schiefgelaufen ist, gerät in Angst und Schrecken oder fühlt sich aus dem Gleichgewicht gebracht. Die ganze Situation muß dann neu untersucht und erforscht werden. Jetzt kann Einsicht entstehen, in diesem Fall die Wahrnehmung einer Projektion.

Entscheidend ist dabei folgendes: Die Wahrnehmung der Inkongruenz, das Gefühl, daß etwas nicht ganz stimmt, führt dazu, daß derjenige, der eine Projektion hat, versucht, sie sich bewußtzumachen, und auf diese Weise werden der Prozeß der Selbsteinschätzung sowie die Herstellung von Grenzen zwischen dem Ich und den anderen gefördert. Die Wahrnehmung der Inkongruenz als solche macht deutlich, wie wichtig es ist, Projektionen zu erkennen und aufzulösen. Diese Möglichkeit jedoch hängt davon ab, wie nahe einem der Nachbar ist und wie vertraut man sich fühlt. Wo keine Vertrautheit ist, wird die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Projektionen mit der Realität rein zufällig, und die Wahrnehmungen sind möglicherweise von Klischees bestimmt: Ärzte, Geistliche, Industrielle usw. denken und verhalten sich so und so.

Aber auch bei Menschen, die einander vertraut sind und deren Projektionen mit der Realität übereinstimmen, wird dies nicht sofort erkannt, wenn sich der vertraute Nachbar nicht in unmittelbarer, sichtbarer Nähe befindet. Da in der großen Gruppe die Möglichkeit, Projektionen in der Realität zu überprüfen, und die soziale Fähigkeit, Projektionen mittels des »Family-Familiarity-Modells« zurückzunehmen, gefährdet sind, erhöht sich für das Ich die Gefahr der Entfremdung und der Bedrohung seiner geistigen Gesundheit. Daher muß in der großen Gruppe immer mit dem Zusammenbruch des Ich und dem Ausbruch psychotischer Gewalttätigkeit gerechnet werden. Die große Gruppe macht immer wieder aufs neue deutlich, daß die Gesundheit der interpersonellen Beziehungen zum Teil von der Übereinstimmung der Projektionen mit der Realität abhängt — in diesem Fall brauchen sie nicht als solche erkannt zu werden — wie auch von der Fähigkeit, sie zurückzunehmen, wenn sie so wenig mit der Realität übereinstimmen, daß eine sinnvolle Arbeit nicht möglich ist.

Auch hier hat das Ich wieder die Möglichkeit zu schweigen, mit allen Folgen, die das haben kann: Entfremdung oder Rückkehr in den Zustand des Einzelgängers. Dem geht ein wichtiges Stadium voraus, das durch mangelnde Anpassung gekennzeichnet ist. Da das Ich seine Projektionen nicht zurücknehmen kann, ist eine Selbstkorrektur wie auch ein daraus sich ergebendes responsives Verhalten unmöglich. In dem Versuch, sein Gleichgewicht wiederzuerlangen und ein I. M. zu bleiben, bringt sich das bedrohte Ich beharrlich zur Geltung: Entweder behauptet es immer wieder aufs neue seinen Standpunkt bzw. seine Einstellung, oder es spielt ohne Rücksicht auf die Situation, in der es sich befindet, eine stereotype Rolle aus. Dieses zäh insistierende Verhalten zeigt die Extreme, zu denen sich das Ich getrieben fühlt bei dem Versuch, seine Grenzen und das Wesen seiner Ich-heit zu erhalten.

Eine wichtige und sinnvolle Art, mit dem Problem der Auflösung von Projektionen fertigzuwerden, ist die Inanspruchnahme der in der großen Gruppe anwesenden Berater, die unter anderem als Projektionsfiguren dienen. Aufgrund ihrer vertrauten Gegenwart und ihres genau bestimmbarsten Standorts sowie der Beständigkeit ihres Verhaltens lassen sich die auf sie gerichteten Projektionen auflösen, und es wird möglich, Einsicht zu entwickeln. Es ist deshalb äußerst wichtig, daß sich der Berater an die bestehenden Grenzen hält, beispielsweise rechtzeitig und exakt wiedergibt, was gesagt wird, da er auf diese Weise zur Schaffung einer überschaubaren Situation beiträgt, in der jeder an der Erhaltung seines I. M.-Status arbeiten kann. Auch ist es sehr wichtig — und dieser Aspekt sollte nicht unterschätzt werden —, daß die Berater die Projektionen mitein-

ander durcharbeiten, ja, es ist geradezu dringend notwendig, daß sie auf diesem Gebiet miteinander arbeiten. Für das I. M. in der Gruppe, das mittels Projektion einen anderen, in diesem Fall die Berater, mit besonderen Fähigkeiten ausstattet, ist das in erster Linie ein großer Verlust: »Sie sind intelligenter als ich.« Das I. M., das einer solchen Projektion unterliegt, beraubt sich auf diese Weise der Möglichkeit, seine eigenen intellektuellen Fähigkeiten richtig einzuschätzen. Abgesehen davon wird dadurch das Gefühl des Einzelgängers verstärkt, daß Ich-Aktivität in einer Gruppe nur dazu führt, sich im anderen zu verlieren. Wenn jedoch die Berater gemeinsam mit der Gruppe an diesen Projektionen arbeiten, bieten sie dem in Projektionen befangenen I. M. die Möglichkeit, die Projektion zurückzunehmen, um nicht auf diese Weise selbst immer weiter zu verarmen, und sie fördern möglicherweise auch sein Verständnis für die Situation. Mehr noch: Wenn die Berater die auf sie gerichteten Projektionen nicht einfach akzeptieren und in sich verschwinden lassen — diese Gefahr besteht, wenn nur ein oder zwei Berater anwesend sind, sie ist jedoch geringer, wenn die Berater selbst eine kleine Untergruppe bilden —, so tragen sie durch ihre Interpretationen dazu bei, eine begrenzte Situation zu schaffen, die ihrerseits den Prozeß der Auflösung von Projektionen weiter fördert. Das Schicksal des Ich in der großen Gruppe ist eng verknüpft mit dem Schicksal seiner Projektionen: Das Schicksal seiner Projektionen bestimmt, ob es zu einem I. M. werden kann oder nicht, es symbolisiert dieses und verkörpert es zugleich. So sehr sich der einzelne wünschen mag, daß seine Projektionen nicht erkannt würden und völlig in dem anderen Gruppenmitglied oder dem Berater verschwinden — ein völliges Verschwinden würde bedeuten, daß auch er selbst schließlich ausgelöscht würde. Begrenzung und aufgrund dessen die Möglichkeit, Projektionen aufzulösen, bedeutet eine sehr wirksame Sicherheit gegen diese äußerste Angst. Das Problem, das sich dabei sowohl für das Ich wie auch für die Berater ergibt, ist, daß der Prozeß des Sichtbarmachens und Zurückgebens von Projektionen sehr leicht die Wirkung eines Bumerangs haben kann: Die intellektuelle Überlegenheit zum Beispiel, mit der das sich selbst verkleinernde Ich den Berater ausstattet, kommt augenscheinlich in der Form seiner brillanten Interpretationskunst auf das Ich zurück, um es ganz zu vernichten.

Die große Gruppe und ihre Überschaubarkeit

Einer der Hauptanziehungspunkte der kleinen Gruppe ist, daß sie leicht überschaubar ist. Man kann die gesamte Situation mit einem Blick überschauen, wodurch die Vorstellung gefördert wird, das einzelne Gruppen-

mitglied, das gerne ein I. M. werden möchte, könne sie unter Kontrolle bringen. Das zukünftige I. M. in der großen Gruppe dagegen erlebt diese als zu groß, um sie mit einem Blick zu umfassen. Abgesehen von den Ängsten, die diese Tatsache weckt, hat der Einzelgänger auf den ersten Blick den Eindruck, daß die große Gruppe etwas ist, worin er sich verlieren kann, sofern es keine Sicherheiten gibt, womit sie sich erfassen läßt, und diese sind nicht sofort erkennbar. Die Größe der Gruppe, die als »riesig« und »über meine Reichweite hinausgehend« empfunden wird, gibt Anlaß zur Diskussion. Man unterscheidet zwischen dem inneren Kreis und dem äußeren Kreis. Der innere Kreis wird als »verantwortlich«, »engagiert«, »beteiligt« bezeichnet, um die Aktivität des Kerns der Gruppe zu beschreiben: d. h., dieser innere Kreis kann isoliert und auf diese Weise überschaubar gemacht werden, er repräsentiert die Überschaubarkeit; im äußeren Kreis fühlt sich das Ich »anders«, »entfernt«, »fremd«, »unbeteiligt«, »woanders«, es fühlt sich »draußen«, als Zuschauer, nicht engagiert, und es empfindet die Gesamtsituation als zu groß und zu weit, als daß sie unmittelbar und vollständig begriffen werden könnte. Auch das Schließen der Tür zu Beginn einer Versammlung hat beispielsweise immer etwas Endgültiges an sich und scheint ein Zusammenballen, ein Sichunterwerfen müssen unter diese große Situation zu symbolisieren. Die Atmosphäre der großen Gruppe bringt eine Frage auf: Wird die Situation, die als groß und völlig absorbierend empfunden wird, die einzelnen Teilnehmer unterschiedlich stark beanspruchen, oder wird ihr Anspruch, daß sich der einzelne ihr unterwirft, total sein? In einer kleinen Gruppe kommt dieses Gefühl, daß man endgültig zu etwas verdammt sei, nicht auf: Man scheint sich für verschiedene Möglichkeiten entscheiden zu können, und die Entscheidung, draußen zu bleiben, erscheint weniger bedrohlich. Das Problem, daß die Gruppe als riesengroß empfunden wird, zeigt sich auch in dem oft zum Ausdruck gebrachten Bedürfnis nach Konzepten, mit deren Hilfe die große Gruppe verstanden werden könnte, die jedoch nicht greifbar sind. Diese Tatsache erfährt auch der Berater immer wieder, der sich dem Problem gegenüberstellt, was er interpretieren soll. Dieses Suchen nach Konzepten bringt das Bedürfnis zum Ausdruck, eine gemeinsame Basis zu finden. Die Tatsache, daß die einzelnen Gruppenmitglieder große Schwierigkeiten haben, eine passende Rolle für sich selbst und die anderen Gruppenmitglieder zu finden — abgesehen von der nicht beneidenswerten Rolle des Opfers, also desjenigen, der möglicherweise nicht überlebt —, ist eine weitere Erschwernis. Einer der Vorteile der einfacheren Formen des Gruppenlebens, wie sie von Bion¹⁴ beschrieben werden, ist, daß sowohl die Rolle des Führers als auch die Rollen der Gruppenmitglieder relativ

einfach zu finden und auszufüllen sind, wie zum Beispiel in der »Basic Assumption Group«, die ganz auf Abhängigkeit aufgebaut ist: Sie besteht aus einem Leiter, der für alles Sorge trägt, und »Opfern« bzw. Gruppenmitgliedern, die betreut werden. Ihre starke gegenseitige Bezo-genheit ist sofort und klar erkennbar. In der großen Gruppe gibt es auf den ersten Blick keine vergleichbare gemeinsame Basis.

Noch zwei weitere Faktoren tragen dazu bei, daß die Gesamtsituation so schwierig zu begreifen ist:

Erstens: Da sehr viel mehr Menschen anwesend sind, hat das Ich sehr viel mehr Möglichkeiten, Teile von sich selbst auf andere zu projizieren. Es wird dementsprechend aber auch in viele Teile zersplittert. Während jedoch die innere Aufsplitterung bei jedem einzelnen Gruppenmitglied konstant sein kann, entwickelt die daraus folgende Projektion dieser Teile bezüglich ihrer Richtung und der Rezipienten ein Element der Zufälligkeit. Der Bogen der Projektion kann sehr weit sein und ist sicherlich tief genug, um eine ganze Reihe potentieller Rezipienten zu umfassen. Auch ist nicht von vornherein klar, welches der I. M. aus dem Kreis der möglichen Rezipienten die Projektion aufnehmen wird, und es ist keinesfalls sicher, daß es das angesprochene I. M. sein wird. Das Problem, die Projektion irgendwo unterzubringen, wird dann sehr dringlich, besonders, wenn die Antwort beispielsweise von hinten kommt und anale Fantasien und Ängste geweckt werden. Sobald man sich auf ein bestimmtes I. M. konzentriert, kommt ein offensichtlich harter oder besonders drängender Ton hinein: »Machen Sie weiter«, »Sprechen Sie lauter«, »Wiederholen Sie«, damit der designierte Empfänger der Projektion auf keinen Fall entkommen kann, den man nicht »von der Angel lassen darf«, aus Angst davor, was mit dem projizierten Teil der eigenen Persönlichkeit geschehen könnte. Greift ein Berater gerade in dem Augenblick ein, in dem eine Projektion auf diese Weise festgemacht wird, so bekommt er in scharfem Ton zu hören: »Lassen Sie ihn selbst reden«, »Was mischen Sie sich da ein?«

Da es viele Möglichkeiten der Rezeption von Projektionen gibt und es schwierig ist, das Schicksal der projizierten Persönlichkeitsanteile vorauszusagen, erscheint es fast unmöglich, die Situation im Griff zu behalten. Wie kann das Ich, das sich vom Einzelgänger zu einem I. M. entwickelt, die verstreuten Teile seines Selbst zusammenhalten, wenn es nicht einmal ihre Spur verfolgen kann? In mannigfache Teile zersplittert, kann das Ich seine positiven Eigenschaften nicht entwickeln. Seine Rolle wird statisch und unschöpferisch. Die umgekehrte Situation, die Erfahrung, selbst Empfänger von Projektionen zu sein und mit den projizierten Persönlichkeitsanteilen anderer aufgefüllt zu werden, wurde von einem Mit-

glied einer großen Gruppe so beschrieben: »Ich bin nicht in der großen Gruppe; ich muß in jedem Augenblick alles mögliche gleichzeitig sein. Es erfordert Koordination, um diese vielen Teile gleichzeitig zur Wirkung zu bringen. Ich kann vielleicht ein Gefühl von Einheit entwickeln, aber das braucht Zeit. Es kostet auch eine große Anstrengung, die vielen verschiedenen Teile in mir zum Funktionieren zu bringen, und das in einheitlicher Form.«¹⁵ Darüber hinaus scheint diese Fragmentierung des Ich an sich schon die Freisetzung einer unkontrollierten Destruktivität zu fördern, die ihrerseits die Möglichkeit einer konstruktiven Aktivität weiter einschränkt. Der Vergleich mit einer Atomexplosion innerhalb des Ich ist hier offensichtlich.

Zweitens scheint die riesige Größe der großen Gruppe der Fantasie des Einzelgängers bzw. des I. M. Nahrung zu geben, daß auch seine innere Welt von riesiger Ausdehnung, unüberschaubar oder grenzenlos sei. Der Einzelgänger braucht in seinem äußeren Leben in Gruppen eine begrenzte Erfahrung, die er in sich aufnehmen und auf der er sein Bewußtsein innerer Grenzen in seinem psychischen Leben aufbauen kann. In der großen Gruppe jedoch wird zunächst einmal das äußere Bild einer riesigen Ausdehnung heraufbeschworen, wenn vielleicht auch nur deshalb, weil die Grenzen offensichtlich nicht direkt oder unmittelbar sichtbar sind. Da sie nicht sichtbar sind, da sie »dort draußen« zu sein scheinen, sind sie nicht überschaubar. Es kommt manchmal vor, daß die Mitglieder in großen Gruppen ihre Stühle ganz an die Wand schieben und auf diese Weise zentrifugalen Kräften Ausdruck geben. Dieses Vorgehen läßt die große Gruppe jedoch noch größer erscheinen, als sie tatsächlich ist, wodurch sich das Gefühl des Ich, isoliert zu sein, noch verstärkt. Es ist unnötig zu sagen, daß solche Handlungen die »Haut des Nachbarn« weiter anspannen und das I. M. bedrohen.

Wie es der Einzelgänger auch anstellt, er macht jedenfalls nicht die Erfahrung der Begrenzung, sondern der Größe und Grenzenlosigkeit. In dieser offensichtlich überlebensgroßen Situation sucht er innerlich nach einem passenden Modell, das ihm heraushelfen soll, und er richtet dabei den Blick zurück in eine andere Unermeßlichkeit, in ferne und längst vergangene Zeiten; dabei werden oft primitive Gefühle der Hilflosigkeit wiederbelebt, oder er macht die neue, angstvolle Erfahrung, daß nichts in ihm ist. Bei dieser Suche hat er »hier und jetzt« das Gefühl einer sinnlosen und endlosen Jagd in die Vergangenheit, »durch die Korridore der Zeit«. Die äußere Erfahrung unermeßlicher Ausdehnung stößt so auf eine ähnliche innere Erfahrung; beide Erfahrungen verstärken einander gegenseitig und erhöhen die Angst des Individuums, was zu einer neuerlichen Projektion des so verstärkten Gefühls der Größe und Ausdeh-

nung auf die äußere große Gruppe führt und die Fantasie von der großen Gruppe, die nun noch größer als je zuvor erscheint — nicht nur riesengroß, sondern unendlich —, weiter steigert. Wenn der Einzelgänger weiterhin versucht, mit der großen Gruppe in Interaktion zu bleiben, wird diese Vorstellung der übersteigerten Größe und Ausdehnung ihrerseits wieder introjiziert, und verstärkt damit auch das Gefühl der inneren Grenzenlosigkeit noch, was zu einer beständigen Eskalation von Projektion und Introjektion führt, wobei das Gefühl der Grenzenlosigkeit immer weiter verstärkt wird. Dieser Prozeß wird nur dadurch aufgehalten, daß der einzelne die Gruppe verläßt, was häufig vorkommt. Weiterhin kennzeichnend für diese Situation ist eine Inflation von »Ja/Nein«-Antworten. Das »Nein« grenzt ein, begrenzt und setzt ein Ende, wenn auch auf Kosten des Aufeinanderbezogenseins; das »Ja« läßt das Ich noch weiter eintauchen, so daß es — obwohl die gegenseitigen Beziehungen scheinbar erhalten bleiben — immer stärker in Verwirrung gerät und seiner Verstandeskkräfte immer mehr verlustig geht.

Auch werden die Probleme des Einzelgängers nicht dadurch gelöst, daß er äußere Grenzen zwischen sich und den anderen I. M. sowie zwischen der Gruppe als Ganzer und der Welt, in der sie lebt, erkennt. Denn die Existenz solcher äußerer Grenzen bringt zwangsläufig die Frage mit sich, ob sie standhalten werden. Wenn sie zusammenbrechen, werden die innere und die äußere Welt ineinanderfließen und das Überleben des I. M., das nun durch die Auflösung der Grenzen vom Zustand des Ich in den Zustand der Unordnung und Verwirrung geschleudert wird, in Gefahr bringen. Wenn die Grenze zwischen der Gruppe und ihrer äußeren Umgebung zusammenbricht, wird das I. M. in einen äußeren Raum oder jedenfalls in eine kalte, harte, unfreundliche äußere Welt gestürzt — die zum Teil aus seinen eigenen Projektionen und insofern aus seinem eigenen Feindbild hervorgegangen ist —, wo es zugrunde gehen wird. Von daher wird das Phänomen der »Einkapselung« in Gruppen verständlich: Grenzen werden nicht nur festgesetzt, sondern auch dauerhaft abgesichert. Es ist unnötig zu sagen, daß eine solche Einkapselung die Effektivität der Arbeit beeinträchtigt, da der Mangel an Grenzdurchlässigkeit den Kontakt mit äußeren Einflüssen und die Möglichkeit einer Realitätsprüfung verhindert. Armeen führen ihre Kämpfe bekanntlich auf der Grundlage des vorangegangenen Krieges¹⁶.

Auch das Schweigen in der Gruppe ist in diesem Zusammenhang von beträchtlicher Bedeutung. Oft bringt das schweigende Ich durch sein Schweigen seine Angst vor der Grenzenlosigkeit zum Ausdruck, als ob es sich durch sein Sprechen Vorgängen anheimgeben würde, die zu einer unendlichen, nicht mehr überschaubaren Situation führen könnten. Des-

halb werden eher kurze Sätze gesprochen und längere Erklärungen bewußt vermieden. Erstere begrenzen, letztere haben eine Ausdehnung zur Folge. Etwas von dieser Angst drückt sich auch in der Sorge aus, das, was das I. M. gesagt hat, könnte von den anderen übertrieben, aufgebläht werden und zu einer Situation führen, die größer wäre als es selbst — überlebensgroß. Das Mitglied einer großen Gruppe, das kein Einzelgänger, aber auch noch kein I. M. ist, sondern eigentlich ein Ich, scheint sich zu Beginn einer Sitzung also durch sein eigenes Schweigen umgeben, und das heißt begrenzt, zu fühlen. Solange es auf der Insel seines Schweigens bleibt, ist es ein Einzelgänger. Die Versuchung, dort zu bleiben, ist groß, da es immer noch an die Möglichkeit omnipotenter Herrschaft glaubt. Der Versuch, mit anderen in Beziehung zu treten und einen I. M.-Status aufzubauen, scheint durchaus der Mühe wert zu sein, bringt jedoch das Risiko mit sich, daß das Ich wieder zu einem M. I. wird oder in einen noch schlimmeren Zustand gerät. Sein Risiko besteht nicht nur darin, von dem bekannten Zustand eines Einzelgängers in den noch unbekannten Zustand des Ich überzugehen, sondern da das Unbekannte von einer nicht überschaubaren Ausdehnung ist, besteht es auch in der Gefahr, im Endlosen zu verschwinden. Auf der anderen Seite steht das sprechende Gruppenmitglied — ob es nun ein Einzelgänger oder ein M. I. ist — angesichts des Schweigens der anderen I. M. vor dem Dilemma, entweder weiter einzutauchen (und es besteht genügend Druck, das zu tun) oder seine Grenzen aufrechtzuerhalten, indem es sich auf das beschränkt, was es eben gesagt hat, und dann zu schweigen, auch wenn seine Äußerung nur kurz und wenig überzeugend war und nur einen unvollständigen Eindruck von seinem Fühlen und Denken gegeben hat. Im großen und ganzen ist es dem schweigenden Einzelgänger lieber, wenn sein Schweigen als völlig unverbindlich angesehen wird; er möchte auf keinen Fall, daß es als Zustimmung aufgefaßt wird, da Zustimmung bedeuten würde, beteiligt, vielleicht überengagiert zu sein und also zu Extremen bzw. in die Grenzenlosigkeit getrieben zu werden. Doch wenn Gruppen ein wirkliches Gefühl der Verantwortung für die Folgen ihres Handelns entwickeln sollen, ist es wichtig, daß das Schweigen der Mitglieder als Ausdruck der Zustimmung gewertet wird, weil dadurch ein aktiver Beitrag in Form einer offen vorgetragenen unterschiedlichen Meinung oder der Ablehnung der Verantwortung für etwas, was in der Gruppe vorgeht, erst anerkannt und gefördert werden kann. Im besten Falle wird der Einzelgänger dadurch ermutigt, aus seinem zweideutigen Schweigen herauszutreten und sich als ein I. M. zu definieren. Diese Frage läßt sich weiterverfolgen an einem technischen Problem der Berater: der Frage, wie lang ihre Interpretationen sein sollen. Wenn

eine Interpretation zu kurz ist, zieht sie Grenzen, aber sie fördert weder die Diskussion, noch umfaßt sie die Gesamtsituation in befriedigendem Maße, insbesondere, was die Beweisführung betrifft; auch bietet eine zu kurze Interpretation nicht den festen Rahmen, den der einzelne in seiner Entwicklung vom Einzelgänger zum Ich und zum I. M. von den Beratern und ihren Äußerungen erwartet. Komprimierte Zusammenfassungen werden leicht als »delphisch« aufgefaßt, und ihre Knappheit behindert — wie den Beratern immer wieder gesagt wird — das Verständnis. Andererseits wecken zu lange Interpretationen Ängste: Das Ich hat das Gefühl, in eine endlose Situation verwickelt zu werden — was sich in der scheinbaren Endlosigkeit der Interpretation widerspiegelt: »Wann wird er endlich aufhören zu sprechen?«, »Wie lange macht er noch so weiter?«, »Er redet endlos« —, aus seiner eigenen Welt als I. M. herausgenommen und in die Welt des Beraters hineingezogen zu werden, wo es möglicherweise zu einem M. I. wird. Lange Interpretationen wecken also Ängste, die das Ich fürchten lassen, in ihnen unterzugehen, ganz abgesehen davon, daß das zuhörende Ich nicht weiß, wo es einhaken soll, wenn es das Ganze nicht aufnehmen kann. Das I. M. braucht eine Interpretation, die die gesamte Situation umfaßt und dadurch begrenzt, entsprechend seinen eigenen, ganz persönlichen Grenzen, und die es in seiner ursprünglichen Position im »Hier-und-jetzt« beläßt. Das Gefühl, daß alles offenbleibt, Prolongierung, das Gefühl »Was kommt jetzt?« — all das erregt paranoide Ängste. Die Fähigkeit des I. M. zur Expansion hängt von seinen Möglichkeiten ab, in der besonderen »Hier-und-jetzt«-Situation zu arbeiten, d. h. davon, wie sicher es sich als I. M. fühlt. Wenn der einzelne arbeiten kann, besonders wenn er Konzepte hat, die das Verständnis seiner Beziehungen zu den anderen erweitern, dann ist er ein I. M. Wenn er noch ein Einzelgänger ist, fühlt er sich entmutigt bei dem Versuch, ein I. M. zu werden, da er nicht weiß, wie er in diesen Zustand gelangen soll. Wenn er, aus welchem Grund auch immer, ein Ich ist, d. h. ein Gruppenmitglied in einem Übergangsstadium, dann ist er besonders verwundbar und hat infolgedessen um so größere Ängste; wenn er zum Äußersten getrieben wird, muß er sein eigentümlichstes Verhalten zur Schau stellen. Wenn er die Interpretation aufnimmt, fürchtet er überwältigt und woanders hingeführt zu werden, wobei »woanders« etwas Unvertrautes und Beängstigendes bedeutet, jedenfalls einen Zustand, in dem er nicht besser dran ist als zuvor. Es erscheint ihm deshalb leichter, ein beziehungsloser Einzelgänger zu bleiben. Warum sollte er sich in etwas verwickeln lassen? Da jedoch der Zustand des Einzelgängers seine Bedürfnisse nach zwischenmenschlichen Beziehungen und seinen Wunsch, zu einem I. M. zu werden, nicht befriedigt, dieses Ziel zunächst

aber vielleicht nur über eine Beziehung zu dem Berater zu erreichen ist, erlebt er das langatmige Verhalten des Beraters nun als Frustration seiner Bedürfnisse und Wünsche. Seine Wut richtet sich deshalb auf den Berater, und er versucht, ihn durch Beschämung dahin zu bringen, daß er sein Verhalten ändert. Diese Vorgänge ermöglichen es dem Ich auch, einem Verschmelzungsprozeß mit der Interpretation des Beraters und insofern mit diesem selbst auszuweichen. Die Angst, in der Endlosigkeit unterzugehen, ist für den Augenblick gebannt. Die Gefahr, daß der Ich-Zustand ins Fließen gerät, geht zurück: Es besteht wieder die Möglichkeit, zu einem Einzelgänger oder zu einem I. M. zu werden.

Es ist daher für den Berater nicht ganz leicht, die richtige Länge der Interpretation herauszufinden, besonders da er selbst während des Zuhörens dem Bombardement des gegenseitigen Austauschs in der Gruppe unterliegt und deshalb einige Mühe hat, genau herauszufinden, was er eigentlich sagen möchte. Der Berater macht in der Gruppenarbeit nicht selten die Erfahrung, daß interpretierende kausale Nebensätze auftauchen, während er die »Hier-und-jetzt«-Situation beschreiben und einen einleuchtenden Beweis aufstellen will. Auch in ihm, wie in den anderen I. M., brandet ein Chaos, und auch er fühlt sich überschwemmt, obwohl ihm ja seine Rolle als Berater zugute kommt. Wenn er dies jedoch ausspricht, schiebt er eine gewisse Distanz zwischen sich und dieses Chaos, so daß er leichter damit fertig wird. Solange das Bombardement von außen andauert, kann er den notwendigen inneren Sondierungsprozeß nicht in Ruhe vornehmen. Er kann das nur tun, indem er darüber spricht, sozusagen indem er sich selbst die Stange hält. Sobald er zu sprechen anfängt, tritt Schweigen ein, worin sich seine Autorität zeigt, und wenn er erst richtig in Fahrt gekommen ist, beginnt er die Oberhand über sein inneres Chaos zu gewinnen, wichtige Themen hervorzuheben und auf diese Weise seine Begründungssätze vorzubereiten. Er teilt dabei die Erfahrungen des I. M., vermeidet jedoch den drohenden Ich-Zustand; gerade in der Bedrohung durch diesen Zustand mögen auch der Anlaß für seine »Interpretation« sowie die Ursache seiner anfänglichen Schwierigkeiten, sie auszusprechen, zu sehen sein. Wie alle anderen Einzelgänger und I. M. hat er jedoch kaum eine andere Wahl. Im Rückblick und in der Theorie erscheinen häufige kurze Interventionen am günstigsten, besser jedenfalls, als die Zeit für eine große, umfassende Erklärung abzuwarten, obwohl die Versuchung dazu sehr groß ist, da der Berater dadurch das Gefühl omnipotenter Herrschaft erhält.

Man kann das Problem der Endlosigkeit noch von einer anderen Seite betrachten, wenn man sich vor Augen hält, wie schwierig es für das I. M. in der großen Gruppe ist, sich seine Vergangenheit verfügbar zu machen

und in ihr ein Modell zu finden, mit dessen Hilfe die Situation im »Hier-und-jetzt« zu bewältigen ist. Die Vergangenheit als Modell scheint in der großen Gruppe sehr weit entrückt zu sein: Sie ist schon irgendwo, aber sie ist in der Tiefe verborgen. Die Mitglieder der kleinen Gruppe sprechen gelegentlich, wenn sie im »Hier-und-jetzt« Schwierigkeiten haben, bereitwillig und ausführlich über ihre vergangenen Erfahrungen, in denen sie eine gewisse Hilfe zu finden hoffen; in der großen Gruppe finden dagegen nie derartige Gespräche statt. Eine solche Form der Interaktion zwischen den Gruppenmitgliedern und ihrer Vergangenheit hat etwas Faszinierendes. Daß diese Gespräche und Erörterungen nicht das erhoffte positive Ergebnis zeitigen, steht auf einem anderen Blatt! Es scheint bereits ein genügendes Maß an Befriedigung zu gewähren, diesen Aspekt überhaupt beleuchtet zu haben. Man hat darüber gesprochen, und dadurch ist die Vergangenheit unmittelbar zugänglich gemacht worden: Eine andere Welt ist wiederhergestellt worden, die wieder die Erfahrung der Kontinuität ermöglicht. Erfahrungsaustausch zwischen den I. M. bezüglich einer gemeinsamen Vergangenheit fördert auch das Gefühl der Verschmelzung und stärkt die Gruppenkohäsion. Die Vergangenheit bildet sowohl äußerlich einen Hintergrund für die Gruppe als Ganze wie auch intrapsychisch für die einzelnen Gruppenmitglieder; sie gibt der Gruppe eine äußere und jedem einzelnen Gruppenmitglied eine innere Begrenzung. In der großen Gruppe kommen vergangene Erfahrungen nur sehr selten zur Sprache. Sie scheinen dort nicht leicht zugänglich zu sein. Die einzelnen Gruppenmitglieder überleben jedoch trotz ihrer gegenteiligen Befürchtungen. Ein Sinn für die Vergangenheit könnte das beweisen. Dieses Stück Geschichte tritt jedoch nicht so deutlich ins Bewußtsein, als daß es eine Beruhigung in der gegenwärtigen Situation bedeuten könnte.

Wenn es in der großen Gruppe eine Vergangenheit gibt, dann im Sinn einer Tradition: »Wir haben es immer so gemacht.«¹⁷ Tradition wird hier als etwas verstanden, das sich im Laufe der Zeit und nicht erst vor kurzem herausgebildet hat. Die Zeit scheint in der großen Gruppe als Dauer oder zumindest als Lebensdauer erfahren zu werden.¹⁸ So kommt es, daß sich Gruppen, sobald eine Veränderung eintritt, an ihre glorreiche Vergangenheit und an frühere Taten erinnern, die fast über Nacht eine große Wirksamkeit entfalten. Wenn sich in einer neu gebildeten großen Gruppe eine solche Tradition nicht finden läßt, so wird das entstehende Vakuum durch Mythenbildung ausgefüllt, was beim Ich wiederum die Angst hervorbringt, von dieser mythischen Welt, in der es sich nun befindet und die es nicht an der Realität überprüfen kann, überwältigt zu werden. Die Fähigkeit des I. M., seine inneren Modelle zu mobilisie-

ren und anzuwenden, helfen ihm, in dem ahistorischen »Hier-und-jetzt« zu überleben. Wenn es ihm an dieser Fähigkeit mangelt, erfährt es die Gegenwart als zu gegenwärtig oder zu unmittelbar. Auch in diesem Fall bleibt dem Ich keine andere Wahl, als sich aus der Situation herauszuziehen und sich dem Zustand der Verwirrung und Entfremdung zu unterwerfen, möglicherweise sogar wieder in den Zustand des Einzelgängers zurückzufallen oder sich der Gruppe als ein M. I. — und damit dem Prozeß der völligen Gleichmachung — passiv zu unterwerfen.

Die Schwierigkeit, ein Modell zu finden, besteht zum Teil darin, daß sich der einzelne, wenn er zurückblickt, von der gegenwärtigen »Hier-und-jetzt«-Situation lösen muß. Diese Loslösung wird vor allem durch die unmittelbaren Forderungen der gegenwärtigen Erfahrung behindert, besonders durch das Geräuschbombardement, das den Einzelgänger, der darum ringt, ein I. M. zu werden, an das Verhalten der Gruppe im »Hier-und-jetzt« — das zu beobachten seine Aufgabe ist — bindet. Die Erfahrung des »Hier-und-jetzt« und die Neuartigkeit der ihm gestellten Aufgabe üben auf den Einzelgänger eine starke Faszination aus und stacheln seine Neugierde an, so daß er auf keinen Fall etwas versäumen möchte. Das Ich macht zweifellos die Erfahrung, daß es sich nur mit Gewalt von der es umschließenden Gruppe losreißen kann, deren zentripetale Kräfte so stark sind, daß sie ihn festhalten: der einzelne kann nicht hinausgehen, auch wenn die Türen noch so weit offen stehen. Er hat nicht die Kraft, zu entfliehen und sich aus der Gruppe herauszureißen; auch ist die Alternative, die sich ihm bietet, das heißt, in die grenzenlosen Tiefen seiner intrapsychischen Vergangenheit zurückzutaumeln, um dort ein Modell zu finden, nicht gerade ermutigend, birgt diese Erfahrung doch das Risiko, nach langem und anstrengendem Suchen feststellen zu müssen, daß nichts in ihm ist und auch nie war. Dieses erfolglose Suchen verstärkt die gleich zu Anfang aufgetretenen Zweifel des Einzelgängers an seinen Fähigkeiten und daher auch das Gefühl der Verwirrung, das er hat, seit er in die große Gruppe gekommen ist. Sehr häufig findet das Ich nichts anderes als die wenig hilfreiche Erfahrung frühkindlicher Hilflosigkeit. Wenn die innere Suche angesichts dieser Schwierigkeiten aufgegeben wird, kehrt das Ich daher in noch größerer Angst in die Gegenwart zurück. In dieser Situation ist die Gefahr, daß das Ich, das nun seiner Fähigkeiten als I. M. beraubt ist, in einen M. I.-Status verfällt, sehr groß. Man könnte daraus den Schluß ziehen, es sei am besten, so dicht wie möglich an der Gegenwart zu bleiben, und man überlebe am besten dann, wenn man vollkommen in der Gegenwart lebt, auch wenn das in erster Linie auf Kosten der Erfahrung geht. Die Grenze zwischen einem

I. M. und einem M. I. wird zu einem schmalen Grat — und das ist sie auch oft genug.

Die Erfahrung der äußeren und inneren Endlosigkeit bringt große Ängste mit sich, und die innere Suche nach Modellen droht ständig, die Grenze des I. M., die durch die Oberfläche des anderen gebildet wird, zu sprengen. Die gesamte äußere Situation, in der für den Einzelgänger, der ein I. M. werden möchte, nicht ohne weiteres eine Rolle zu entdecken ist, ist fremd und neuartig, und alle diese Faktoren lassen in jedem neu hinzukommenden Einzelgänger und selbst bei jedem teilnehmenden Ich ganz stark das Gefühl der Unzulänglichkeit aufkommen. Wenn daher ein I. M. tatsächlich einmal ein Modell entdeckt, ein Konzept oder einen Schlüssel, der ihm in diesem verwirrenden und undurchschaubaren »Hier-und-jetzt« weiterhilft, dann hält es überaus hartnäckig daran fest als an einer ganz persönlichen Wahrheit, die nicht mit den anderen geteilt werden kann. In dieser Situation sind die Gedanken des I. M. in so spezifischer Weise seine eigenen Gedanken, daß sie selbst seinen I. M.-Status gefährden, da durch ihren ganz persönlichen Charakter eine Kommunikation und eine Zusammenarbeit mit den anderen verhindert werden. Was auch immer das I. M. in seinem Inneren gefunden haben mag, es behält seine Erkenntnis als etwas Kostbares ganz für sich und macht sie zu seinem ausschließlichen Liebesobjekt; sie ist zu kostbar, um in der äußeren Welt erprobt zu werden, die im Hinblick auf solche Entdeckungen nun als sehr gefährlich und destruktiv empfunden wird, so daß ein Kontakt mit ihr unter allen Umständen vermieden werden muß. Diese Entdeckungen sind nun sein einziger Besitz, seine einzige Bestätigung als I. M., obwohl es nun, da es sie nur für sich behält und in Schweigen verfällt, immer weniger als I. M. mit den anderen in Interaktion tritt, auf diese Weise immer stärker in einen Zustand der Desorientierung und Entfremdung gerät und infolgedessen in den Zustand eines Einzelgängers zurückfällt. Diese Angst, das, was es hat, sein inneres Gut, mit der Welt draußen teilen zu müssen, kommt beispielsweise auch in einem anderen, für große Gruppen typischen Phänomen zum Ausdruck: Diejenigen, die mit den Beratern übereinstimmen, weil sie sehen, daß diese recht haben oder einen positiven Beitrag leisten, werden zum Schweigen gebracht oder schweigen von selbst, während diejenigen, die die Berater angreifen oder zerstören möchten, sich lautstark artikulieren. Es ist eindeutig, daß vom Standpunkt dieser I. M. aus das Gute nicht offenbart und in Gefahr gebracht werden darf. In diesem Phänomen haben die Aufspaltung und die Projektion von Liebe und Haß ihren Höhepunkt erreicht und zeigen sich in großer Deutlichkeit.

Wir wollen nun das Phänomen der Gewalttätigkeit betrachten, das vielleicht eines der wichtigsten Kennzeichen der großen Gruppe ist, besonders im Zusammenhang mit den Ängsten, die ihre Mitglieder am Anfang empfinden. Ein I. M. einer solchen großen Gruppe sagte einmal: »Die große Gruppe ist nichts für kranke, bekümmerte oder ängstliche Leute.« Um die Gewalttätigkeit unter Kontrolle zu behalten, mußte die große Gruppe eine ganz spezifische und für sie charakteristische Struktur entwickeln.

Die Vorstellung von Gewalt ist in vielerlei Formen gegenwärtig, oft — besonders am Anfang — als unbestimmte Angst, als ein Gefühl der Bedrohung durch etwas, das in der Luft liegt, etwas, das sich ereignen könnte. Diese Angst wird in ganz einfachen Äußerungen zum Ausdruck gebracht: »Ich habe Angst.« Sie kann sich auch im Schweigen des Ich ausdrücken, das dadurch kundtut, daß es nicht über diese Angst sprechen möchte, weil es ihr dadurch Nahrung geben würde, wie auch in den ruhigen, gedämpften, kaum hörbaren Stimmen mancher Mitglieder. Lautes Sprechen würde der Gewalt den Weg ebnen und sie auf diese Weise fast provozieren. Dieses Verhalten steht unter dem Motto: »Schlafende Hunde soll man nicht wecken.«

Manche Gruppenmitglieder sagen, sie hätten beim Sprechen das Gefühl, »entmenslicht zu werden«, »in etwas Animalisches verwandelt zu werden«. Gewalt kann auch in der Fantasie, das Verhalten der anderen zu lenken, Ausdruck finden: Abwesende Gruppenmitglieder werden beispielsweise von Suchgruppen aufgespürt. Kein Element des Verhaltens kann als harmlos oder unschuldig betrachtet werden, als ob jede Form des Verhaltens Ausdruck und Resultat einer allgegenwärtigen destruktiven Kraft wäre. Die Fantasie kann beispielsweise auch die Vorstellung zum Inhalt haben, daß sich in der Mitte etwas abspielt, wie bei einem Stierkampf, so daß man den inneren Kreis meiden muß; diejenigen, die sich im äußeren Kreis befinden, werden wie Zuschauer bei einer »Brot- und Spiele«-Aktion empfunden, was in der fast freudigen Erwartung zum Ausdruck kommt, daß etwas passieren wird. Der Wunsch nach einer Aktion — der selbst ein charakteristisches Auslösephänomen in Gruppen ist — gibt einen weiteren Anstoß, daß es tatsächlich zu einer solchen Aktion kommt. Dieses Verlangen nach »Brot und Spielen« bzw. nach einem spektakulären Schauspiel kann beispielsweise auf die Berater bezogen sein: Man hofft, daß sie miteinander streiten, einander widersprechen oder sich auf irgendeine Art an die Gurgel fahren werden. Die Gewalt findet ihren wichtigsten Ausdruck jedoch im Mythos, insofern als My-

then das Produkt der Interaktionen zwischen den Mitgliedern in einer Gruppensituation sind: im Opfermythos, beispielsweise in der Vorstellung einer Opferung in Stonehenge, in dem Mythos von der Herrschaft des Pöbels oder dem Mythos der ungezügelten Kräfte, wie es in Goyas Bild »Das Gerücht« dargestellt ist.

Unmittelbares Objekt der Gewalt ist irgendein I. M., in der Regel eines, das versucht, seine Individualität zu erhalten und weiterzuentwickeln. Ein solches Verhalten oder der Ausdruck individuellen Fühlens und, damit zusammenhängend, das Entstehen einer Ich-heit ist für die große Gruppe völlig unakzeptabel. Die Individualität, die sich darin ausdrückt, gerät in Acht und Bann. Sie muß vernichtet werden. Ein I. M. sagt beispielsweise: »Mir kommen fast die Tränen«, und diese Äußerung wird mit Gelächter quittiert. Ein solches Gruppenmitglied gerät in die Isolation, ja, man macht sich geradezu lustig über es. Ein anderes Gruppenmitglied, das sich bisher Notizen gemacht und deutlich zum Ausdruck gebracht hat, daß dies für es eine wichtige Hilfe zum Überleben bedeutet, erklärt, daß es ihm nicht möglich sei, dies weiter zu tun, und auch in diesem Fall ist die Reaktion lautes, heftiges Gelächter. Er ist bereits auf dem Weg der Kapitulation und wehrt sich dagegen auf seine persönliche Art, nun schlägt ihn das Gelächter vollends nieder, und niemand erhebt Einspruch dagegen. Ein I. M. hat den Eindruck, es habe in der großen Gruppe etwas gelernt, und wird aufgefordert, dies zu erklären. Bei dem Versuch, das zu tun, benimmt es sich recht ungeschickt, und es wird immer kleiner dabei; die Gruppe reagiert darauf mit spöttischem Lachen, sie versucht niemals, ihm zu helfen. Wenn dann auch ein anderes Mitglied versucht, sich ihm gegenüber persönlich, als ein I. M., zu äußern und irgendein Gefühl, das es in der großen Gruppe gehabt hat, zum Ausdruck zu bringen, steigt die Spannung merklich an, da es nun seinerseits gefragt wird und gleichfalls versucht, sich selbst zu erforschen und zu erklären. Man scheint darauf zu hoffen, daß es ihm nicht gelingt; wenn das I. M. aber mit der Situation fertig wird, breitet sich Erleichterung aus. Freiwillige reizt man und fragt sie: »Warum versuchen Sie es nicht? Los, machen Sie es doch!« oder: »Sie sagen, Sie hätten Angst, warum gehen Sie dann nicht?« Gleichzeitig wird ein solches Gruppenmitglied mit anderen Äußerungen von I. M. aufgefüllt, und da gibt es keinen Pardon: »Sie sagen, Sie seien empört. Warum sagen Sie uns nicht mehr?« Sobald der Prozeß einmal ins Laufen gekommen ist, gibt es kein Halten mehr.

Unter diesen Bedingungen fühlt sich das I. M. in seiner Rolle bedroht: Der Ich-Zustand bildet sich aus und gleichzeitig der Wunsch, einem persönlichen, intimen Aspekt seines Selbst — seiner Ich-heit — Ausdruck zu

verschaffen, und die große Gruppe scheint es durch ihr Verhalten — »Sagen Sie doch mehr!« — in diesem Wunsch zu ermutigen. In einem solchen Augenblick ist das Ich in seinem Übergangsstadium verwundbarer denn je. Ihm erscheint es so, als ob die große Gruppe bei seiner Vernichtung zugegen sein wolle. Es sieht so aus, als ob sie es zu einem I. M. machen wolle und seine Rolle und sein Status ausschließlich durch sie definiert werden sollten: »Sagen Sie uns mehr — Machen Sie weiter — Erklären Sie sich genauer — Was meinen Sie?«, so daß es zum Objekt des Willens der großen Gruppe wird. Es verdient erwähnt zu werden, daß einige Gruppenmitglieder diese »Jagd« nicht mitmachen, sie verharren in Schweigen und scheinen unfähig zu sein, irgendeine Art von Autorität in der Gruppe auszuüben. Auch ist ihr Schweigen für das gefährdete Ich keine Hilfe. Das Ich zieht sich darum in drastischer Weise zurück — obwohl es nicht gerade in einer guten Verfassung dafür ist —, um den befürchteten Zusammenbruch zu vermeiden. (Die Fantasie des Ich, daß gerade dies das Ziel der Gruppe sei, entbehrt nicht ganz einer realistischen Grundlage.) Unter solchen Bedingungen sind Zusammenbrüche keine Seltenheit. Die Folge ist ein Gefühl der Desorientierung und der Entfremdung.

Eine weitere Erschwernis entsteht daraus, daß das I. M. den Wunsch hat — bzw. daß es in den Augen der anderen I. M. so aussieht, als ob es den Wunsch habe —, die Arbeit der Berater zu unterstützen. Man schließt daraus, es denke nur an sich selbst, was an sich schon verwerflich ist. Mit den Beratern zusammenzuarbeiten, festigt den I. M.-Status, und sicherlich hilft es dem I. M. in seinem Kampf, nicht zu einem M. I. zu werden. Aber mit dem Auftreten der Gewalt versucht die große Gruppe — deren einzelne Mitglieder projektiv mit diesem Ziel identifiziert werden — allen ihren Mitgliedern ihren Stempel aufzudrücken. Daraus erklärt sich die in diesem Augenblick besonders starke Verwundbarkeit des Ich, das sich in seinem Übergangsstadium nur unsicher vorantastet. Der entscheidende Kampf des Ich wird darum geführt, seine I. M.-Rolle wiederherzustellen und so zu überleben. Das bedeutet aber, daß es sich der Beeinflussung durch die große Gruppe zu entziehen versucht. Denn nur wenn es zu einem M. I. wird, ist die große Gruppe zufrieden. Die Teilnahme an großen Gruppen bringt also gefährliche Unsicherheiten mit sich: Was wird aus mir? Was wird geschehen? — Unsicherheiten, die wie die Fährte bei der Jagd ihren Teil zum Ausbruch der Gefahr und der Gewalt in der Gruppe beitragen.

Viel von dieser Gewalt wird, besonders zu Beginn ihres Auftretens, von den Beratern erlebt und ist auch auf sie gerichtet. Man sagt ihnen, sie sollten nicht übertreiben, als ob dies wie ein Echo die in der Luft liegende Gewalt zum Ausbruch bringen würde. Man betont, daß sie so berufs-

mäßig und neutral vorgehen sollten wie möglich; Wut, Sarkasmus, Tadel — dies sind die Fantasien, die die Gruppenmitglieder mit dem Klang ihrer Stimme verbinden — sollen in Schach gehalten werden, als ob die Berater durch ihr Verhalten solchen Gefühlen Ausdruck verleihen und die Wut der Anwesenden widerspiegeln könnten, um so den Ausbruch der Gewalt zu beschleunigen. Man glaubt, sie würden dem Unaussprechlichen Worte verleihen. Abgesehen davon erfahren auch die Berater, wie die übrigen Gruppenmitglieder, den Verarmungsprozeß, der unter diesen Bedingungen stattfindet und ihre Fähigkeit, effektiv zu arbeiten, bedroht. Wie bereits erwähnt wurde, macht es ihnen Mühe, die Situation zu beschreiben und zu interpretieren. Die Erfahrung drängt sich ihnen auf, daß die Gruppe froh ist, wenn sie versagen, und daß sie mit Kräften ringen, die sie gerade daran hindern wollen, die notwendigen Konzepte zu finden und eine Auffassung zu vertreten. Auch sie sollen wie alle anderen der Gruppe angeglichen werden. Deshalb empfinden auch sie das persönliche Bedürfnis, sich selbst zu behaupten. Wenn ein Berater anfängt zu sprechen, so kann das für ihn ein Mittel sein, sein Gedächtnis zu retten. Da er sich jedoch anstrengt, eine innere Distanz zwischen seine gegenwärtige Erfahrung und sein arbeitendes Selbst zu legen, kann er nicht sicher sein, daß er tatsächlich eine Erklärung für die zugrundeliegende Dynamik findet. Auch sie kann in dem Chaos des Durcheinander- und Übereinandersprechens untergegangen sein. Das ist ein schwieriges Stück Arbeit.

Die Schwierigkeiten des Beraters spiegeln also offensichtlich die Schwierigkeiten der einzelnen Gruppenmitglieder wider. Diese Schwierigkeiten haben häufig zur Folge, daß er öfter interveniert, als er es in anderen Situationen tun würde, beispielsweise in einer kleinen Gruppe. Vom technischen Standpunkt aus ist das sicher klug. Häufigere Interventionen haben an sich schon einen stabilisierenden und normativen Effekt, obwohl sie andererseits auch die Neigung, die Berater als Projektionsfiguren zu gebrauchen, fördern.

Im Hinblick auf das Auftreten von Gewalt in der Gruppe ist der Gedanke, daß die Berater als Projektionsfiguren dienen — besonders wenn drei bis vier Berater anwesend sind —, von großer Bedeutung. Dies ist sicherlich eine Dynamik, für die sie empfänglich sein müssen. Deshalb muß jeder Berater einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit diesem Vorgang widmen und versuchen zu beobachten, nicht nur, was auf ihn persönlich, sondern auch, was auf seine Kollegen projiziert wird; er muß versuchen zu verstehen, wie sie in ihren Beziehungen zu den anderen — als Individuen wie auch als Untergruppe — verwendet werden, und auf diese Weise den Charakter des Gesamtbildes, das sie repräsentieren, zu

erhellen. Was die Berater in dieser Situation erleben, wird nach und nach zu einem Spiegelbild der Erfahrung und des Schicksals eines jeden einzelnen Gruppenmitglieds und hat insofern vorausweisenden Charakter, besonders im Hinblick auf die mögliche Wirksamkeit starker destruktiver Kräfte.

Eine technische Warnung: Da die Wut des I. M. bzw. des Ich, das in dem Umwandlungsprozeß vom Einzelgänger zum I. M. oder vom I. M. zum M. I. oder vom I. M. zu was weiß ich gefangen ist, sehr häufig projiziert wird, und da sie selten nur aus einer, sondern meistens aus vielen Quellen kommt und sich insofern summiert, hat der Berater, als der Empfänger der Projektion, das Gefühl, diese Wut steige ganz plötzlich in ihm auf. Dazuhin ist er möglicherweise der einzige Berater, der diese Wut erlebt, da seine Kollegen in dem allgemeinen Aufsplitterungsprozeß von ihm abgespalten werden. Es ist jedoch seine Aufgabe, über die Erfahrung, daß er wütend ist, zu sprechen und sie auf diese Weise konstruktiv zu nützen. Er begegnet dann einer nicht ungewöhnlichen Reaktion: Das I. M. glaubt ihm ganz einfach nicht. Die Tatsache, daß man ihm nicht glaubt, hat zwei weitere Konsequenzen: Erstens wird er dadurch mit seiner Wut alleingelassen und auf diese Weise isoliert; zweitens werden ihm weitere wütende Vorwürfe gemacht: »Wie kann er so etwas sagen?«, »Es kann gar nicht anders sein, als daß er sich das einbildet!« oder »Das macht mich wirklich rasend, wenn die Berater so reden« — wodurch er noch weiter isoliert wird. Jetzt geht es für ihn um das Überleben. Um sich wieder emporzurappeln bzw. um wieder Herr der Lage zu werden, muß er Kraft einsetzen: Er muß beispielsweise laut oder mit Nachdruck sprechen und durch gewichtiges Auftreten oder persönliche Selbstbehauptung Schweigen gebieten; nur so wird man ihm glauben, daß er »offensichtlich wütend« ist. Er befindet sich in einer Sackgasse. Eine solche Erfahrung, die ihren Ursprung in der Gruppe hat, schweigend über sich ergehen zu lassen, bedeutet, unterzugehen. Eine solche Erfahrung verbal zu äußern und darauf zu beharren, bedeutet, Gewalt anzuwenden. Die technische Lösung des Problems ist die Interpretation beider Aspekte — entweder unterzugehen oder mit Hilfe eines dominierenden Verhaltens zu überleben; beide Aspekte spiegeln auch die Probleme des I. M. wider, wenn sein Ich auf dem Spiel steht.

Zu dieser Situation der Gewalttätigkeit kommt es durch eine Anzahl verschiedener Faktoren, die einander gegenseitig noch verstärken. Die Größe der großen Gruppe ist tatsächlich beängstigend: Gewalt entsteht aus den Ängsten und Frustrationen, die mit dem Versuch, sich in einer so unüberschaubaren Situation zu zeigen, verbunden sind. Ein Teil der Angst liegt in der Frage: Wie wird die ungeheure Größe der großen Gruppe den

kleinen, individuellen Einzelgänger oder das I. M. beeinflussen? Die Schwierigkeiten, eine Rolle zu finden, und die beständige Furcht vor dem Verlust der eigenen Fähigkeiten fördern das Vertrauen des I. M. in das Wohlwollen der großen Gruppe bzw. die Hoffnung, soviel Format zu gewinnen, daß es mit ihr fertig wird, natürlich nicht. Die Fragmentierung des Ich, sowohl durch das Bombardement unterschiedlicher Reaktionen und Antworten als auch durch vielfältige Projektionen, schwächt es in seinem Bemühen um einen I. M.-Status; aufgrund dessen wird es verwundbar. Die häufige und wiederholte Durchbrechung der von dem I. M. bevorzugten sozialen Distanz bedeutet, daß seine Grenze, die durch die Oberfläche des anderen definiert wird, beständig im Fluß ist. Auch durch die häufigen Perioden, in denen es sich absondert und den Kontakt zu der unmittelbaren Gegenwart der Gruppe abbricht, um innerlich über seine Situation nachzudenken — und dadurch auch den Kontakt mit der »Haut des Nachbarn« abreißen läßt —, wird seine Verwundbarkeit nicht gemindert. Es ist ein verarmtes I. M., das auf diese Weise versucht, mit seiner Situation fertigzuwerden; es versucht, so gut es kann, seine »Haut« intakt zu halten, wenn auch auf eine schäbige Art und Weise. Es ist für ein I. M. sehr schwierig, wenn nicht unmöglich, die Fähigkeiten, die zur Aufrechterhaltung seiner Rolle erforderlich sind, zu entwickeln, wenn es nicht gleichzeitig die Erfahrung macht, daß die Arbeit erfolgreich ist. Sein Ich ist also ständig im Fluß. Was es auch unternimmt, es ist von Desorientierung und Entfremdung bedroht. Es ist, als ob das Ich bei seinem Bemühen, in beständigem Kontakt mit der sich rapid verschlechternden »Hier-und-jetzt«-Situation der großen Gruppe zu bleiben sowie die Rolle eines I. M. herzustellen und aufrechtzuerhalten, zum Zentrum einer Atomexplosion würde, wodurch enorme destruktive Kräfte freigesetzt werden, die sich gegen alles, was die Situation enthält, richten. Jetzt kommt es zum Auftreten von Gewalt, und sie summiert sich, da sie von mehr als einem I. M. ausgeht.

Das Problem der Gewalt steht, besonders was ihre Entstehung betrifft, in Zusammenhang mit der Frage der Verantwortlichkeit. In Gruppen verschiebt sich die Verantwortung leicht von der Ebene des distanziereten Einzelgängers oder selbst des engagierten I. M. auf eine unbestimmte gemeinsame Ebene. Es handelt sich nicht um eine persönliche Verantwortung, sondern sie manifestiert sich als freischwebende Kraft und läßt Zweifel und Fragen bezüglich ihrer Lokalisierung offen. In kleinen Gruppen, besonders in »Basic-Assumption«-Gruppen, können die Verantwortung für die Durchführung von Aufgaben sowie die daraus sich ergebenden Konsequenzen leicht dem Gruppenleiter zugeschoben und ihm überlassen werden. Da die große Gruppe Schwierigkeiten hat, Gruppenleiter

zu finden und einen Führermythos zu schaffen, also Führer zu erzeugen, ist der Prozeß, die Verantwortung vertrauten oder sichtbaren Führern zuzuschreiben, hier nicht so leicht möglich. Die Tatsache, daß es entgegengesetzte Parteien gibt, ändert daran auch nichts. Die Verantwortung ist dadurch um so weniger lokalisierbar. Sie wiegt offensichtlich um so schwerer, je größer die Zahl der beteiligten Mitglieder ist, und sie erscheint für ein einzelnes I. M. zu groß. Unlokalisierbar und groß, wie sie ist, fühlt sich niemand zuständig, und so verursacht sie eine der dominierenden Ängste. Auch unter diesem Aspekt ist die Anwesenheit einer Untergruppe von vier Beratern eine große Hilfe: Die Verantwortung läßt sich lokalisieren. Man schiebt den Beratern dann allerdings die Verantwortung zu, was sich oft etwa in den folgenden Äußerungen ausdrückt: »Sie haben das angefangen. Es ist Ihr Bier. Wir können machen, was wir wollen.«

Aber das Problem der Verantwortung in der großen Gruppe enthält, abgesehen davon, daß sie sehr groß und schwer zu lokalisieren ist, noch andere Aspekte: Wenn sich die Verantwortung vom einzelnen Gruppenmitglied — besonders wenn es sich dabei um ein Ich handelt — ablöst und als freischwebende Kraft manifestiert, nimmt sie strenge und bedrohliche Züge an. Sie wird als bedrohlich und strafend empfunden, als eine Macht, die es darauf angelegt hat, das I. M. und ganz gewiß das Ich, das sich im Zustand der Verwirrung und Desorientiertheit befindet, zu zerstören — denn es ist ja von seinen Fundamenten abgeschnitten. Die Gruppenmitglieder haben die Vorstellung, die Berater könnten jeden Trick ausspielen und seien in jedem Fall die Gewinner, auf Kosten des I. M. Autorität und Verantwortung verschmelzen miteinander; sie werden als Teil der besonderen Merkmale der Berater empfunden, die aufgrund dessen als Gegner bekämpft werden. Die Aggressionen eines jeden einzelnen Ich werden für diesen Kampf mobilisiert. Es hat den Anschein, als ob der I. M.-Status gerade von dem erfolgreichen Ausgang dieses Kampfes mit den Beratern abhängt. Verlieren bedeutet, unter schweren Strafmaßnahmen als M. I. unterjocht zu werden. Rousseaus primitiver »Volonté générale« (»Gemeinwille«) entsteht in der Opposition gegen die Autorität, wodurch die Gewalt genährt wird: Der konstruktive, integrierende »Volonté de tous« (»Summe der Einzelwillen«) verschwindet. Unter solchen Umständen ist es zwangsläufig sehr schwierig, Autorität im Blick auf das Verständnis der Situation anzuerkennen, da sie so stark überlagert ist von der bedrohlichen Verantwortung für eine konstruktive Arbeit (dies gilt besonders für die Berater). Diese neue Entwicklung hat eine ganze Reihe von Konsequenzen, nicht nur im Hinblick auf die Kontrolle der Gewalt, sondern auch für das Ich

in seinem Bestreben, seine Position als I. M. aufrechtzuerhalten — wovon seine persönlichen Grenzen abhängen —, indem es lernt, Fähigkeiten erwirbt und seine Rolle weiterentwickelt.

Wenn sich ein Gruppenmitglied in einer ihm fremden Situation befindet, versucht es aus seinen früheren Erfahrungen ein geeignetes Modell abzuleiten, das ihm im »Hier-und-jetzt« helfen soll. Wenn es aus irgendwelchen Gründen Schwierigkeiten hat, ein solches Modell zu finden, bietet sich ihm noch eine zweite, möglicherweise schnellere Lösung: Es identifiziert sich mit der Gruppenleitung, wobei es von der Vorstellung ausgeht: »Er, der Leiter weiß das; wenn ich mich mit ihm identifiziere, gehe ich sicher.« Es gibt eine Fülle von Beweisen dafür, daß sich kleine Gruppen, insbesondere wenn sie in Schwierigkeiten sind, mit faszinierender Geschwindigkeit mit der nächstliegenden Autorität identifizieren und ihre Gruppenkultur von dieser Autorität übernehmen, vorausgesetzt, daß die Autorität, die sie gewählt haben, zur Verfügung steht und beobachtet werden kann. Solche mimetische Übernahme der Kultur dieser Autorität ist ein Schutzmechanismus; er funktioniert jedoch offensichtlich nicht, wenn der auserwählte Führer bekämpft werden muß oder aus anderen Gründen nicht zur Verfügung steht. Die große Gruppe hat deshalb Schwierigkeiten, diese Technik anzuwenden. Ein weiterer wichtiger Grund für eine solche Form der Nachahmung ist die Erwartung, die Autorität würde dadurch in die Lage versetzt, als Mittler und Interpret zwischen dem Ich in seiner Verwirrung und der Gruppe, in der diese Verwirrung entsteht, zu fungieren. Da jedoch in der großen Gruppe die Berater bekämpft werden müssen und deshalb nicht als Identifikationsobjekte zur Verfügung stehen, können sie auch diese Mittlerrolle nicht übernehmen, und das Ich sieht sich ein weiteres Mal einer vertrauten Möglichkeit zu überleben beraubt. Aus diesem Grund kann nicht herausgearbeitet werden, daß die harte, rachsüchtige Autorität, die dem Berater zugeschrieben wird, ein Fantasieprodukt ist; um so mehr wird diese Vorstellung als konkrete Realität, als eine Tatsache, behandelt. Die Autorität muß deshalb beständig und mit zunehmender Gewalt bekämpft werden. Sie nicht zu bekämpfen, würde bedeuten, von ihr überwältigt zu werden.

Der Begriff des Irrrens (errancy)

Die Loslösung der Verantwortung vom einzelnen und die Opposition des »Gemeinwillens« gegen die rachsüchtige, erdrückende Autorität der Berater sind Ausdruck des Herumirrens der massierten Gewalt. Der Begriff des Irrrens ist wichtig für unser Verständnis der großen Gruppe, drückt sich darin doch bereits die verminderte Funktionsfähigkeit eines

jeden einzelnen Gruppenmitglieds aus. Dieses Irren drückt sich in den Ängsten vor Übersteigerung aus, d. h. davor, daß etwas außer Kontrolle geraten könnte, wie zum Beispiel in dem Gruppenmythos vom ausschweifenden Mob. Mythen haben natürlich an sich schon einen unsteten Charakter, stammen sie doch aus »höheren Gefilden« und sind nicht lokalisierbar.

Der allgemeine Begriff des Irrens stammt von Plato. Im *Ion* diskutiert er die Kette magnetischer Anziehungskraft, die zwischen den Musen und dem Publikum besteht, und die Frage, wie die einzelnen Glieder der Kette zusammengehalten werden. Die Musen inspirierten Homer so, wie der Magnet Eisen bewegt; Ion, der Rezipient, wiederum wird von Homer bewegt, das Publikum wiederum von Ion. Von den Musen zum Publikum geht eine direkte, ununterbrochene, verantwortliche Kette von Gliedern, es besteht eine Verkettung zwischen ihnen. Im *Timaios* fragt Plato weiterhin nach den Folgen, die ein Bruch zwischen den Gliedern der Kette hat: Die Folge ist eine Loslösung oder Ausschweifung. Im *Timaios* nimmt Plato Bezug auf kosmische Ereignisse, wo die Wirkung, die auf eine Ursache folgt, von dieser Ursache losgelöst ist und ihrerseits wieder zu einer Ursache wird und eigene Wirkungen hervorbringt. Als Wirkungsursache ist sie losgelöst, ohne Verantwortung, und also ungebunden. Genauso ist es mit der Gewalt in der großen Gruppe, der ihre eigenen Wirkungen in der Loslösung und im Herumirren noch zufließen. Daraus ergibt sich das Problem, sie wieder zu integrieren, Abgeirrtes wieder festzubinden. Auch in diesem Fall können die Berater als Untergruppe wieder eine entscheidende Rolle spielen bei der Kontrolle ungezügelter Gewalt, deren Wirkungen in der Fantasie eines jeden einzelnen Gruppenmitglieds kosmische Ausmaße annehmen. Die Anwesenheit der Berater ermöglicht es, die Gewalt zu lokalisieren, und nachdem sie lokalisierbar geworden ist, verwandelt sie sich in Aggression, die dem Verständnis und damit auch einer weiteren Kontrolle und Beherrschung zugänglich ist.

Der Begriff des Irrens mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen; er ist Schriftstellern jedoch wohl bekannt, und es gibt Zeugnisse, in denen berichtet wird, daß während des Schaffensprozesses einer der Charaktere das Übergewicht bekam und eine wichtigere Rolle übernahm, als ursprünglich vorgesehen war. Professor Bradley glaubt, daß es Shakespeare mit Falstaff so ergangen sei, der ihm als Charakter aus der Hand glitt. Er mußte sich seiner am Ende von *Heinrich IV.*, Teil 2, durch den Oberrichter rasch und brutal entledigen, damit er ihm nicht das Pathos in *Heinrich V.* verdarb.¹⁹ Burke verwies auf das Problem des Irrens zur Verteidigung der amerikanischen Kolonien und argumentierte auf dieser

Grundlage zugunsten ihrer Unabhängigkeit. Im Keim läßt sich das Phänomen des Irrens in der kleinen Gruppe beobachten, wo es vorkommt, daß ein Gruppenmitglied sich über ein Thema sehr erregt und dann plötzlich »abspringt«. In der großen Gruppe macht sich dieses Phänomen auch im Gebrauch massiver Slogans bemerkbar, die notwendig zu sein scheinen, um die Distanz zwischen den Mitgliedern zu überbrücken. Es ist jedoch wohl bekannt, daß politische Schlagwörter, obwohl sie eine Wahl gewinnen können, später beim geringsten Ansatz einer Realitätsprüfung wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. In der großen Gruppe kommt es zur *Verselbständigung* der Gewalt, weil es keine Realitätsprüfungen gibt, die Verantwortung von den einzelnen Gruppenmitgliedern losgelöst ist, weil keine Modelle aus der Vergangenheit zur Verfügung stehen, die im »Hier-und-jetzt« angewendet werden könnten, und es dem Einzelgänger, der zu einem I. M. werden möchte, schwerfällt, eine innerpsychische Hintergrundsgrenze zu finden.

Gruppe-Antigruppe-Dichotomie

Die erste Abwehrmaßnahme der großen Gruppe, um die Gewalt unter Kontrolle zu bringen, ist der Versuch, eine allgemeine Zirkulationsstokung zu bewirken, indem eine Gruppe-Antigruppe-Dichotomie hergestellt wird. Die Berater sehen sich also Gegensätzen gegenüber wie:

»Wir — die Berater«

»Männer — Frauen«

»Die Ängstlichen — die Gleichgültigen«: »Ich fühle gar nichts.«

»Die Fühlenden — die Gefühllosen«: »Ich fühle gar nichts.«

»Die Schweigsamen — die Gesprächigen«.

»Die Helfer — die Industriellen«: »Wir wissen gar nichts.«

Sobald eine Seite Anstalten macht, in den Vordergrund zu treten, ist auch die andere Seite schnell zur Stelle: So besteht immer ein Ausgleich. Obgleich man sich darüber beklagt, daß auf diese Weise nichts geschieht — »Wir kommen nie zu einer Entscheidung«, »Wir haben nichts getan«, »Wir haben keine Entscheidung getroffen« und ähnliches —, ist gerade dies das Ziel: nichts soll herauskommen, da angenommen wird, es komme nichts anderes heraus als Gewalt. Das Ergebnis ist eine absolute Stagnation.

Diese Gruppe-Antigruppe-Dichotomie ist als Abwehrmechanismus nicht sehr befriedigend, da sie in erster Linie die Funktionsfähigkeit des I. M. und, damit verbunden, sein Sicherheitsgefühl in der Gruppe schwächt. Sie wirkt hemmend, da die Oppositionsstellung verhindert, daß die gegensätzlichen Haltungen weiter untersucht werden. Die »Ängstlichen«

werden durch die Äußerung der »Gefühllosen« — »Das läßt mich kalt« — nicht ermutigt festzustellen, wovor sie Angst haben. Da in diesen Gruppensituationen die Entwicklung von Fähigkeiten in der Hauptsache von einer vorantreibenden Diskussion abhängt — die Diskussion fördert die Einsicht —, können sich die Fähigkeiten bestenfalls nur langsam entwickeln. In manchen Beziehungen — zum Beispiel »Männer/Frauen« — besteht für das I. M. kein Zweifel darüber, zu welcher der beiden Antinomien es gehört; obwohl es auch hier Elemente von Gruppensolidarität geben mag, ist der Bezugsrahmen so eindeutig, daß sich bezüglich des Inhalts nichts Weiteres mehr entwickeln kann. In manch anderer Hinsicht ist das jedoch nicht der Fall, zum Beispiel: »die Interessierten/die Gelangweilten« — das I. M. kann einmal zu den ersteren und ein anderes Mal zu den letzteren gehören. Auch verändert sich die Zusammensetzung der Untergruppen immer wieder, und durch einen solchen Wechsel seiner Treuepflichten erfährt das I. M. auch eine Identifikationsänderung. Eine Untergruppe kann von ihrer Antigruppe auch ausgenutzt werden: »Die »Fühlenden« werden von den »Gefühllosen« beispielsweise liebevoll ermutigt, auszusprechen, was sie fühlen oder wovor sie sich fürchten. Die einzige Möglichkeit der Fühlenden, ihre Untergruppe zu erhalten, besteht jedoch darin zu schweigen. Das wird nach und nach unmöglich, da sie das Ziel feindseliger Projektionen der »Gefühllosen« werden: »Los, sagt, was ihr fühlt.« Wenn die »Fühlenden« auf diese Weise angestachelt werden, steigt ihre Angst so sehr, daß sie schließlich dadurch zum Sprechen gezwungen werden. Aber das fühlende I. M., das jetzt zu sprechen und seine Gefühle zu erforschen versucht, ist nicht fähig, genau zu sagen, was es fühlt, allenfalls vielleicht in allgemeinen Worten, etwa einen Schmerz oder eine Angst. Die »Gefühllosen« machen sich dann über ein solches I. M. lustig: »Sie übertreiben und machen ein großes Getue wegen nichts«, »Ich kann Sie nicht verstehen«, »Wie langweilig das ist« usw.; auf diese Weise wird die Untergruppe zerstört und mit ihr die Situation der allgemeinen Stockung. Dazuhin fühlt sich das Ich, das nun der Lächerlichkeit preisgegeben ist, in einen Zustand der Desorientiertheit und der Entfremdung gestürzt. Um eine andere Situation herauszugreifen, etwa »Interessierte« und »Gelangweilte«, wobei die Langeweile ein Ausdruck der Wut und der Feindseligkeit wäre: Die Gelangweilten ermuntern die Interessierten, für etwas Interessantes zu sorgen: »Wenn jemand *wirklich* aus der Fassung gebracht würde, das wäre interessant, dann würde etwas in Gang kommen. Warum sorgen Sie nicht dafür?« Auf diese Weise entsteht eine Stierkampf-Situation, das Verlangen nach »Brot und Spielen«. Aber jetzt sind die Gelangweilten interessiert, und die Interessierten ziehen ihr In-

teresse zurück: Gruppe und Antigruppe lösen sich auf. Wiederum ist die Zirkulationsstockung aufgehoben.

Institutionalisierung

Eine wichtigere und dauerhaftere Form der Abwehr, besonders gegen die drohende Desintegration oder Vernichtung des I. M., ist die Institutionalisierung. Der Prozeß der Institutionalisierung des Mitglieds stellt einen fundamentalen Unterschied zwischen einer kleinen und einer großen Gruppe dar. Die Führungsrollen in der großen Gruppe werden nach und nach zu den Rollen des »Herrn Vorsitzenden«, des »Sekretärs«, des »Sprechers«, zu »Präsidenten« und »Königen«.²⁰ Es handelt sich dabei weniger um Berater als um ein »Management«. Das Ganze ist mehr eine berufliche Angelegenheit, das Ich verschwindet hinter einer strengen berufsmäßigen Haltung und wird unpersönlich. Wie bereits erwähnt wurde, entstehen gattungsmäßig und beruflich unterschiedene Gruppen und Antigruppen. Unter diesen Bedingungen bildet sich eine konservative Kultur heraus, man hält Abstand von der Zentralfigur, der man mit Pomp und Zeremoniell begegnet. Pomp und Staat werden wichtiger als sie selbst. Wenn an ihrem Stuhl gerüttelt wird, so hat das mit dem »Persönlichen« nichts zu tun. Die Tradition ist maßgebend. Ein sehr großer Vorteil dieser Situation ist das Gefühl der Kontinuität, das sie vermittelt: »Der König ist tot. Lang lebe der König.« Sie bringt jedoch auch Probleme mit sich, insbesondere die beiden folgenden:

Erstens haftet der gesamten Situation das Gefühl der Unpersönlichkeit an, das Institutionen generell anhaftet und verbunden ist mit der Überzeugung, daß das Ich den Bedürfnissen der Institution geopfert wird, ein oft sehr schmerzlicher Gedanke für Mitglieder aus den helfenden Berufen, die ja gerade dem Individuum helfen wollen. Institutionelle Rollen sind auch sehr starr und bieten keine Möglichkeit, sie mit persönlicher Eigenart zu erfüllen. Einer der großen Anziehungspunkte des Lebens in der Kleingruppe ist auch hier wiederum die Tatsache, daß die angebotenen Rollen in der individuellen Art des Gruppenmitglieds ausgefüllt werden können. Innerhalb festgelegter, aber bekannter Grenzen kann man sich auch Freiheiten gestatten. Das ist bei den institutionalisierten Rollen einer großen Gruppe nicht der Fall. Solche Rollen sind auch hierarchisch determiniert: Es gibt so etwas wie Führer und Diener; allerdings besagt ein Teil des Vertrags zwischen Herr und Diener, daß der Herr seine Diener beschützen wird. Ein solches Verhältnis besteht auch zwischen Ministern und ihren Beamten. Da die Führer in der großen Gruppe jedoch durch die Institution davor geschützt sind, geopfert zu werden, sind oft gerade ihre »Diener« diejenigen, die zuerst daran glau-

ben müssen. (Das engl. »civil servant«, dt. Staatsbeamter, enthält im Gegensatz zum Deutschen also noch den Begriff des »Dieners«, Anm. d. Übers.) Was also kann das Ich tun, da es ja aus der Abhängigkeit lebt und nur überleben kann, wenn es betreut wird — ein Umstand, der ohnehin nicht nach jedermanns Geschmack ist und ein gewisses Maß an Selbstvernichtung verlangt —, und am Ende doch vor das Erschießungskommando gerät?

Zweitens: Wenn der Führer in eine höhere Position rückt, so bedeutet das, daß er nicht mehr in seiner helfenden und fördernden Funktion anwesend ist. Ein so »beförderter« Führer ist sehr darum bemüht, Grenzen herzustellen, besonders eine »Hintergrundsgrenze« (»background boundary«), aber in seiner neuen Position ist er nicht mehr verfügbar, um Verständnis und Einsicht zu fördern. Auch dieses grundlegende innere Modell des Einzelgängers — die Anwesenheit einer Mittlerfigur — kann also nicht angewendet werden. Da die Führer, in diesem Fall die Berater, nun als »Hintergrundsgrenze« in der Tiefe der Gruppe sind, können sie darüber hinaus dem kämpfenden Ich in seinem Bemühen, ein I. M. zu werden, nicht helfen. Wenn die Berater eine »Hintergrundsgrenze« bilden und auf diese Weise als Mittler verfügbar sein sollten, müßte das Ich die Gruppe als etwas betrachten, das Grenzen einschließt, wie es bei der kleinen Gruppe der Fall ist (entsprechend der Couch oder dem Sprechzimmer in der Beziehung zwischen dem Analysanden und dem Analytiker), oder man müßte eine andere Projektionswand finden. Aber gerade dies wird durch die institutionalisierte Situation verhindert. Es lohnt sich, in diesem Punkt die große Gruppe mit der kleinen Arbeitsgruppe zu vergleichen: In der kleinen Arbeitsgruppe ist die anfängliche Rollendefinition des Einzelgängers vom Charakter der Führung abhängig und vom Verhältnis des Leiters zu dieser ersten Aufgabe der Gruppe. Wenn der Einzelgänger das Verhältnis des Leiters zu dieser ersten Aufgabe erforscht, gewinnt auch seine eigene Rolle eine klarere Definition, und seine Rolle als I. M. wird bestätigt. Das ist jedoch in der großen Gruppe nicht möglich, da sie ihre Führer — die Berater — anders gebraucht: Sie befinden sich in der Tiefe und nicht dort, wo sich ihre Mittlerfunktion entfalten könnte. Da man jedoch mit Erkenntnissen, die von oben herab kommen, selten arbeiten kann, entsteht eine Situation des Gehorsams und des Respekts, aber nicht des Lernens. Das I. M. kann zwar überleben, aber eben auch nur das; es kann keine schöpferischen Kräfte entwickeln.

Die Funktion des Führers als »Tiefengrenze« (»boundary-in-depth«) kommt auch darin zum Ausdruck, daß das I. M. das Gefühl hat, er sei sehr fern und schwer zugänglich, ein Gefühl, das gelegentlich noch ver-

stärkt wird durch seine tatsächliche Entferntheit. Diese Entferntheit — ob es sich nun um eine bloße Fantasie handelt, oder ob die Realität die Fantasie noch verstärkt — reaktiviert die Gewalttätigkeit bzw. die summierte Wut der I. M. über diese Situation, die sie aufgrund des Gefühls der Grenzenlosigkeit und der Leere (das sie durch die Institutionalisierung abzuwehren und unter Kontrolle zu bringen versuchten) als unerträglich bedrohend empfinden. Sie bringt aber auch die institutionalisierte Person selbst wieder in Gefahr. Zu diesem Zeitpunkt werden Interpretationsversuche der Berater überhaupt nicht akzeptiert und führen lediglich zu einem großen Gezeter und Geschrei.

Schlußfolgerungen

Der größte Teil dieser Untersuchung befaßte sich mit der Erfahrung der inneren Verwirrung, die der Einzelgänger macht, wenn er sich in eine große Gruppe begibt. Diese Erfahrung ist für ihn weitgehend mit Angst verbunden, besonders wenn er aktiv oder passiv an der Gewalt partizipiert. Auf einen Punkt, den ich bereits hervorgehoben habe, möchte ich noch einmal zurückkommen: Ob der Einzelgänger als I. M. überlebt, hängt nicht nur von seiner Fähigkeit ab, an der Aufgabe der großen Gruppe (in diesem Fall der Untersuchung ihres Verhaltens) mitzuarbeiten, sondern auch von der Gegenwart der anderen I. M., die mit ihm und untereinander in Interaktion treten, damit er in der »Haut seines Nachbarn« seine Grenze finden kann. Alle Schwankungen seines I. M.-Status — und wie wir gesehen haben, sind diese sehr häufig — gefährden seine Überlebenschancen. Eine Verwirrung, die auf den ersten Blick noch akzeptabel erscheinen mag, wird nur zu leicht zu einer Erfahrung der Desorientiertheit und Entfremdung. Wenn er sich seiner äußeren Grenzen sicher fühlt, kann er anfangen, eine innere bzw. intrapsychische Grenze aufzubauen, deren Sinn darin besteht, die ungeheure Weite der großen Gruppe begrenzen zu helfen, und die insofern auch noch anderen Zwecken dienlich ist. Die Grenzenlosigkeit ist jetzt keine so große Bedrohung mehr. In der Beschränkung seiner äußeren und inneren Grenzen — und in der großen Gruppe sucht das I. M. eine begrenzte Erfahrung — entsteht langsam eine innere Welt, die die Fähigkeiten, Rollen und Modelle zur Beherrschung der großen Gruppe bereithält und es dadurch in die Lage versetzt, ein I. M. zu bleiben und nicht der Bedrohung durch den M. I.-Status oder einem anderen Prozeß der Verwirrung ausgesetzt zu sein. In dieser Begrenzung braucht das I. M. nicht mehr zu fürchten, sich selbst zu verlieren.

Da sich der Einzelgänger dauernd in einem Zustand der Verwirrung

befindet und dauernd eine Bedrohung seiner Identität erlebt, die Angst, ein anderer zu werden, als er ist, braucht er die »anderen« nicht nur, um seine Grenzen zu errichten, sondern diese anderen müssen auch klar von ihm unterschieden sein. Der Einzelgänger, der sich bemüht, ein I. M. zu werden, und mehr noch das I. M., das darum ringt, seinen I. M.-Status zu behalten, muß einen Unterschied zwischen sich und den anderen Einzelgängern bzw. anderen I. M. wahrnehmen können. Er ist in einem schöpferischen Akt begriffen, d. h., er ist dabei, diese »anderen« zu erschaffen, und zwar in zweierlei Hinsicht: Zuerst erkennt er einen Unterschied: »Ich bin nicht du; du bist nicht ich.« Zweitens und gleichzeitig damit findet ein Prozeß statt, in dessen Verlauf er die anderen mit unterschiedlichen Qualitäten ausstattet: »Ich bin nicht du, du bist nicht ich, insofern als du so und so bist und ich nicht, bzw. daß du die und die Eigenschaften hast, die ich nicht habe.«

Nicht nur der Unterschied als solcher, sondern auch der Charakter des Unterschieds zwischen dem Einzelgänger/I. M. und jenen »anderen« ist wichtig. Der Nachbar muß zuerst als solcher geortet und dann in seiner Unterschiedlichkeit erkannt werden. Breite Klassifizierungen — wie zum Beispiel Ärzte, Fürsorger, Industrielle, Lehrer — behindern diesen Schöpfungsprozeß zwangsläufig oder verhindern ihn sogar, da sie klare Grenzen eher verwischen als Unterschiede beleuchten und herausstellen. Verwandtschaftsbezeichnungen dagegen — wie Vater, Mutter, Onkel, Tante — fördern diesen Prozeß, wenn sie im richtigen Kontext gebraucht werden, da sie in sich schon Grenzen enthalten. Die Feststellung von Unterschieden ermöglicht es dem I. M., seinen besonderen oder ganz persönlichen Beitrag zu der Arbeit der Gruppe zu erkennen und festzustellen, ob sich seine Mühe lohnt.

Ist es dem I. M. aus irgendwelchen Gründen nicht möglich, Unterschiede wahrzunehmen, so verwandelt es sich sehr rasch in ein M. I. und wird Teil einer Gruppe, deren Mitglieder einander völlig gleich und so miteinander verschmolzen sind, daß sie einem *Lumpenproletariat* (dt. im Orig., Anm. d. Übers.) ähneln und als solches behandelt werden. In diesem Zustand sind die M. I. in ganz besonderem Maß von der Qualität und Integrität der Führung abhängig, die jedoch unter Umständen um ihrer eigenen Zwecke willen ein Interesse daran hat, diese umgewandelten Einzelgänger in einem M. I.-Status zu halten. Dadurch ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, Jünger heranzuziehen! Es liegt jedoch im Interesse der Führung einer Arbeitsgruppe, möglichst genaue und präzise Unterscheidungen zu fördern und dadurch den Einzelgänger/das I. M. zu ermutigen, seine Fähigkeiten im psychosozialen Feld zu erkennen. Aufgrund einer solchen Selbsterkenntnis kann der I. M.-Status Wirklichkeit

werden. Die Sache hat jedoch auch eine Kehrseite — denn die Selbsterkenntnis kann sehr schmerzlich sein, besonders wenn dabei Mängel sichtbar werden — und kann Tendenzen, den M. I.-Status als sicheres Refugium zu begrüßen, verstärken. Wie bereits gezeigt wurde, gibt es in der großen Gruppe sicherlich viele Faktoren, die das Verlangen nach einer sicheren Zufluchtsstätte verstärken, trotz der Beeinträchtigung der Identität, die das zur Folge hat.

Die Tatsache, daß man sich gegenseitig Eigenschaften zuschreibt, die der andere gar nicht hat, gilt natürlich für alle zwischenmenschlichen Beziehungen. Aber die große Gruppe wirft ein Licht auf besondere Aspekte, die ihre Gefahren in sich bergen. In seinem Bemühen, seine Identität als I. M. herzustellen und den »anderen« in gewisser Weise zu erschaffen, projiziert der Einzelgänger einen Teil seines Selbst auf den anderen Einzelgänger bzw. das andere I. M. In einer großen Gruppe ist jedoch die Lokalisierung einer Reaktion so schwierig, daß die Projektionen für den »anderen«, den Empfänger, ein Element des Unvorhersehbaren enthalten. Auf diese Weise entsteht eine verschwommene Situation, und die überall vorhandenen Projektionen nehmen einen etwas willkürlichen Charakter an. Die Berater sind Zeuge der Geburt dessen, was André Gide einen »acte gratuit« (eine Tat um ihrer selbst willen) nennt. Der unerwartete, ungewisse Charakter der Projektion hat bei dem »anderen«, dem Empfänger, ein Zögern zur Folge: »Will ich das annehmen und so werden?«, und verzögert insofern auch die Herstellung der Grenze, die durch die »Haut des Nachbarn« bestimmt ist. Infolgedessen verlangsamt sich der Umwandlungsprozeß vom Einzelgänger zu einem I. M. Wenn die Projektion zurückgewiesen wird, etwa weil sie zu ungewiß ist, wird der gesamte Umwandlungsprozeß aufgehalten und der Einzelgänger-Status bleibt vorherrschend. Die große Gruppe ist dann eine einzige Leere. Der »acte gratuit« offenbart sich nun in seinem wahren Charakter — als zerstörerisch.

Die Annahme der Projektion andererseits verleitet nicht nur dazu, ein uneigentliches Leben zu führen, sondern belastet das andere I. M., den Empfänger der Projektion, mit einer festgelegten Rolle: zum Beispiel das I. M., das beständig Kritik übt an der Autorität, oder das I. M., das mit Sicherheit immer wieder einen moralischen Ton in die Gruppe einbringt, oder das I. M., das immer wieder Feinde findet, die es verfolgen, oder »arme Teufel«, um die man sich kümmern muß. Solche festgelegten Rollen haben insofern einen gewissen Vorteil, als sie das Überleben sichern, obwohl sie sehr einengend sind. Das I. M. darf sie nicht mit seiner persönlichen Eigenart erfüllen, und wenn es das versucht, wird es mit ziemlicher Sicherheit die Gewalttätigkeit der großen

Gruppe zu spüren bekommen, weil es an sich selbst gedacht hat. In solchen Situationen nähert es sich dem Status eines M. I., da es sich ja nur im Rahmen der Rolle, die ihm von den »anderen« gegeben worden ist, von der Menge abhebt und nicht weiß, ob es sich wirklich unterscheiden kann, oder ob die Freiheit, nach der es greift, lediglich eine Schimäre ist. Wenn es die Rolle aufgibt, könnte es geradeso gut ein Einzelgänger sein, der durch seine Gegenwart an den Ereignissen mitwirkt.

Die Rollenfixierung wird also durch eine unbewusste Übereinkunft zwischen dem I. M. und der Gruppe unterstützt. Dieser Prozeß ist gelegentlich deutlich zu beobachten, dann, wenn die Projektion bis zu einem gewissen Grade tatsächlich »paßt«; d. h.: Das »andere« I. M., der Empfänger, trägt, bewußt oder unbewußt, ein Äquivalent der Projektion, deren Empfänger es ist, in sich. Es ist im Ansatz oder de facto der Autorität gegenüber bereits kritisch eingestellt, und wenn ihm nun neue Kraft, die Autorität anzugreifen, zufließt, wird seine Rolle, die auf diese Weise aufgeblasen wird — das Stier-Frosch-Phänomen — zum Stereotyp. Es ist manchmal zweifelhaft, ob diese späteren Sicherheiten im I. M.-Status viel besser sind als die Unsicherheiten des Einzelgänger-Status. Auch sollte man die Kraft introjektiver Wünsche nicht außer acht lassen. Ich kenne beispielsweise einen Fall, in dem ein I. M. »einem netten Gesicht« gegenüber saß in dem Gefühl: »Es gibt mir Sicherheit.« Auch gibt es Zeiten, in denen die Stimme des Beraters wichtiger ist als das, was er sagt: Der weiche, ruhige und beruhigende Klang seiner Stimme wird introjiziert, während seine Worte gar nicht aufgenommen werden — um eine innere Welt des Friedens herzustellen. Das Überleben wird möglich mit Hilfe der Rolle eines rezeptiven Zuhörers, die allerdings auf Kosten der Erkenntnis geht.

Die Projektion positiver Qualitäten auf jene »anderen« kann, besonders wenn die Projektion in hohem Grade »paßt« — »Du bist nicht ich, weil du viel intelligenter bist als ich« —, weil der »andere« tatsächlich intelligenter ist als der Projizierende, in starkem Maße dessen Neid gegen den »reichen anderen« freisetzen. Viele Aspekte der großen Gruppe können als Ausdruck des Neides gegen diesen »reichen anderen« interpretiert werden. Ein I. M., das seine Rolle abzutasten, das heißt, eine Grenze herzustellen versucht, die zum Überleben erforderlich ist, und dessen Rolle etwa darin besteht, die Dinge zu erklären, versucht unaufgefordert, dies tatsächlich zu tun. Es wird dabei von den anderen ermuntert, und dabei werden die Hoffnungen aller anderen, in dieser Situation zu überleben, auf dieses I. M. projiziert: »Bitte erklären Sie uns, was hier vorgeht!« und später: »Machen Sie weiter, machen Sie

weiter...« Während die anderen sehen, wie dieses Gruppenmitglied eine Erklärung zu finden hofft und offensichtlich eine Überlebenschance hat, leben sie durch dieses Mitglied ein stellvertretendes Leben. Es tappt jedoch im dunkeln und kann die Erklärung, die es zu haben glaubte, nicht finden und erntet dann, wenn es nicht mehr weiter weiß, spöttisches Gelächter. Jetzt ändert sich die Situation dramatisch. Auf diesen im dunkeln tappenden »anderen« werden nun alle die Ängste des Einzelgängers bzw. des I. M., nicht zu überleben, projiziert, er wird zum Projektionsträger ihres individuellen Nichtüberlebens, was sich nun nicht mehr in der Fantasie, sondern tatsächlich abspielt. Wieder drohen Desorientierung und Entfremdung. Die einzige Hoffnung ist, zum Status eines Einzelgängers zurückzukehren, wobei nun die Erfahrung, versagt zu haben, und das Gefühl der Vergeblichkeit guter Absichten hinzukommen.

Aus dem dramatischen Element, das ein solches stellvertretendes Leben in sich birgt — »Du machst das für uns, und wir werden sehen, wie es ausgeht« —, ergibt sich eine Rolle, die für die große Gruppe charakteristisch ist: die Rolle des »Opfers«, obwohl es nicht jedermanns Geschmack ist, die nötige Opferhaltung anzubieten. Die Rolle des I. M. wird institutionalisiert; das I. M. entgeht dem Schicksal eines M. I. dadurch, daß seine Rolle institutionalisiert und es selbst zum Opfer wird. Als der »Herr Vorsitzende«, der »Herr Sekretär«, der »Herr Minister« wird es überleben, aber man wird ihm seine Flügel für immer gestutzt haben. Es geht ihm wie jenem Habicht, dem der Schnabel geradegebogen, dessen Sporne geschnitten und dessen Flügel gestutzt wurden, und zu dem man dann sagte: »Jetzt erst siehst du wie ein Vogel aus.« Wie groß die Vernichtungsangst ist, zeigt sich auch sehr deutlich an den zwanghaften Merkmalen der Verfahrensweisen in Ausschüssen.

Paradoxerweise bezieht der Neid seine Energie aus der Tatsache, daß der Projizierende durch seine Projektion geschwächt wird. Er hat durch die Feststellung eines Unterschieds nicht nur seine eigenen Fähigkeiten herabgesetzt, sondern hat sich dem »reichen anderen« gegenüber, den er mit größeren Gaben ausgestattet hat, sogar in eine unterlegene und untergeordnete Position begeben. Unter dem Eindruck dieses doppelten Verlustes findet er die Überlegenheit des Empfängers unerträglich. Dieser muß nun angegriffen werden, obwohl der Angriff, wenn er erfolgreich ist, einen wichtigen Teil seiner selbst in dem »reichen anderen«, auf den er projiziert wurde, zerstört: nämlich das, was er auf ihn übertragen hat. Die Überlegenheit, die so bedrohlich ist, scheint darin zu bestehen: »Er wird nachdenken, während ich das nicht kann.« Denken jedoch bedeutet, Wissen zu haben, und Wissen bedeutet Macht. Diese

Macht, die nun dem »reicheren anderen« zugeschrieben wird, ist bedrohlich, da die Großgruppen-Situation so wirklich ist und die Ängste nicht auf die Fantasie beschränkt bleiben, sondern als eine Realität erfahren werden, besonders wenn es sich um die Angst vor Vergeltung handelt. Wenn es jedoch keinen »reicheren anderen« gibt, der mit größeren Gaben ausgestattet wird, gibt es auch keine »Haut des Nachbarn«, und eine Umwandlung des ursprünglichen Status eines Einzelgängers ist nicht möglich. Dieser ganze Prozeß scheint unvermeidlich zu sein.

Die charakteristische Abwehr der großen Gruppe gegen die Machenschaften des Neides, durch die zugleich innere Verwirrung und Umwandlungsprozesse vermieden werden, ist die Gleichmachung (»homogenisation«) der Gruppenmitglieder. Wie es der Begriff schon ausdrückt, sind alle Mitglieder der großen Gruppe gleich, ohne Unterschied, eine einzige homogene Masse, wobei man nach dem kleinsten gemeinsamen Faktor sucht; ein I. M. stellte einmal fest: »Es kommt mir so vor, als ob die Decke dieses Raums immer weiter herunter käme.« In der großen Gruppe sind wirklich alle Menschen gleich. Da sie alle gleich sind, besteht kein Grund, neidisch zu sein. Die Gleichmachung drückt sich in der Konformität der Gruppe aus, in der kein Mitglied zitiert werden oder sich von den anderen abheben darf. In einem frühen Stadium dieses Zustandes macht sich ein erstickender Eifer bemerkbar, allen das gleiche zukommen zu lassen, was sich daran beobachten läßt, daß sich eine sehr ordentliche Diskussion entwickelt: Einer spricht nach dem andern, alle sprechen gleich lange in einer entsprechend durchschnittlichen, langweiligen Tonlage, und es geht mehr um den Akt des Sprechens selbst als um den Inhalt der Aussagen. In solchen Situationen ist weder eine Unterscheidung noch eine Auswahl zu treffen. Da der Neid jetzt kein Problem mehr ist, ist das I. M. vor der Vernichtung geschützt, obwohl jeder, der auch nur einen Rest seiner Fähigkeit zur introspektiven Selbsteinschätzung besitzt, später feststellen wird: »Ich bin nur Teil einer Masse!«

Es ist nur zu deutlich, daß das Leben jenes Einzelgängers, der an der Arbeit in einer Großgruppe teilnehmen möchte, voller Schwierigkeiten ist, und nur zu häufig gerät er aufgrund der Gefahren, die diese Situation mit sich bringt, in Verzweiflung. Es ist möglich zu überleben, aber auf welcher Ebene und um welchen Preis? Zu manchen Zeiten scheint das Geschehen ein einziger Kreislauf zu sein, und am Ende ist man womöglich zwei Stufen weiter unten und mehr denn je in Gefahr, ein Nichts zu werden. Selbst die Lebenskraft, die Libido, die den einzelnen antreibt, die Situation des Menschen zu erforschen, ist nutzlos und kann, auch wenn sie sich in einer kreativen Begabung äußert, in einem »acte gra-

tuit«, in einem Unglück enden. Friedrich Hölderlin faßt diese Erfahrung in seinem Gedicht *Lebenslauf* so zusammen:

Größers wolltest auch du, aber die Liebe zwingt
All uns nieder, das Leid beuget gewaltiger,
Doch es kehret umsonst nicht
Unser Bogen, woher er kommt . . .

Der Kampf des einzelnen in der großen Gruppe führt ihn niemals auf einem ebenen Weg voran: Nichts ist gerade, nichts scheint in Ordnung zu kommen. Deshalb flieht er in die Gleichmachung oder den M. I.-Status. Die bestehenden Mächte erscheinen nicht nur stumm, sondern auch bizarr, entrückt, gleichgültig gegen sein Schicksal. Es erfordert viel Kraft, wenn der einzelne am Ende dieses Weges die Auffassung Hölderlins teilen soll, daß er sogar wieder frei werden kann. Wie Prometheus für seine Kühnheit ist er an seinen Felsen gekettet. Doch frei muß er werden, und zwar durch die richtigen Strukturen. *Prometheus Unbound* (1820 veröffentlichtes Gedicht von P. B. Shelley, Anm. d. Übers.) ist uns abhanden gekommen; das Gedicht hätte genausogut niemals geschrieben worden sein können. Trotzdem muß dieses Stück immer wieder neu gespielt werden. Hölderlin hat das akzeptiert:

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern,
Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.

Wie König Lear sagte, ist es das Schicksal des »natürlichen Menschen«, jenes »armen, nackten, zweizinkigen Tiers*«, das auf der Waage liegt.

* König Lear, 3. Aufzug, 4. Szene